

Athene

Magazin der Heidelberger
Akademie der Wissenschaften

DENKMALSTÜRZE



Sturz der Statue von Edward Colston 2020 in Bristol.
Foto: picture alliance / empics / Ben Brinnall



**HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN**
Akademie der Wissenschaften
des Landes Baden-Württemberg

Editorial	S. 3	Philosophischer Glaube und christlicher Offenbarungsglaube	S. 47
Wohin treibt die Kultur? Andreas Reckwitz im Dialog mit Axel Michaels	S. 4	Markus Enders, Dominic Kaegi	
Denkmalstürze		Ausstellung „Mit Bibel und Spaten. 900 Jahre Prämonstratenser-Orden“	S. 48
Der Streit um die symbolische Präsenz der Vergangenheit im öffentlichen Raum: Denkmalstürze in Großbritannien Ronald G. Asch	S. 7	Verknüpfung europäischer Datenbanken zu Archäologie und Kulturerbe Andrew Kandel	S. 49
Geschichtskämpfe in Deutschland – globale antikoloniale Ikonoklasmen Dieter Langewiesche	S. 10	Ausstellung „Hund und Katz – Wolf und Spatz: Tiere in der Rechtsgeschichte“	S. 49
Tod der Metapher! Gedanken zum Ikonoklasmus in Chinas langem 20. Jahrhundert Barbara Mittler	S. 13	Neuerscheinungen	S. 50
Zwei Ikonoklasmen im Russland des 20. Jahrhunderts Renate Lachmann	S. 19	Mitglieder	
Ikonoklasmus in Europa und in China Lothar Ledderose	S. 22	Verstorbene Mitglieder	S. 53
Kopf ab, Kant!?! Stürmische Zeiten für Bilder Beat Wyss	S. 25	Neugewählte Mitglieder	S. 54
Kontroverse – Das Humboldt Forum in Berlin		Ehrungen und Auszeichnungen	S. 55
Das Reich der Mitte im Humboldt Forum Lothar Ledderose	S. 31	Junge Wissenschaft	
Der Blaue Reiter, neubarock gerahmt: Das Humboldt Forum Beat Wyss	S. 32	Akademiekonferenz Translation, Interpretation, Adaptation. Music Between Latin America and Europe 1920 to 2020	S. 56
Aus der Forschung		Veranstaltungen	
Psychiatriereform in Deutschland Heinz Häfner	S. 35	Akademientag Ferne Welten ganz nah. Kulturen im Austausch	S. 57
Woran arbeiten Sie gerade, Herr Leonhard?	S. 43	Akademievorlesung Andreas Reckwitz über „Verlust. Die andere Seite des Fortschritts“	S. 58
Aus den Forschungsstellen		Neue Veranstaltungsreihe ACADEMY FOR FUTURE – Die Klimakrise: Warum wir jetzt handeln müssen	S. 59
Mannheim, Stuttgart, Kirchheimbolanden und anderswo Silke Leopold	S. 44	Impressum	S. 60



Barbara Beßlich

Liebe Leserinnen und Leser,

„Wohin treibt die Kultur?“, fragen sich Andreas Reckwitz und Axel Michaels in unserer *Athene* und sie blicken gemeinsam auf die Optionen einer spätmodernen „Gesellschaft der Singularitäten“, in der mittlerweile der Denkmalsturz eine Ausdrucksmöglichkeit der „neuen Mittelklasse“ ist, um ihre gesellschaftspolitische Position zu markieren. Denkmalstürze versuchen, einstmals prämierte und in Erz gegossene Einzigartigkeit rückgängig zu machen. Solche Denkmalstürze der Gegenwart sind oft Ersatzhandlungen und scheinen, *in effigie* durch Abriss Strafen vollziehen zu wollen, denen sich die längst verstorbenen Personen entziehen. Zugleich erstreben diese politischen antikolonialen Ikonoklasmen, die Dieter Langewiesche, Ronald G. Asch und Beat Wyss untersuchen, mal eine Umdeutung der Geschichte, mal eine oft vergebliche *delitio memoriae* an. Aus Helden werden Schurken, die aber gleichwohl in der Erinnerung verbleiben, denn eine *damnatio memoriae* schafft nicht, dass gestern besser wird und tilgt nicht das Verfluchte, sondern richtet die Aufmerksamkeit verstärkt auf die inkriminierten Objekte der Vergangenheit und initiiert Gegenkonstruktionen. Verordnetes Vergessen funktioniert selten oder wie Umberto Eco bereits 1988 befand: *An Ars Oblivionalis? Forget it!* Das zeigt sich besonders an den im 20. und 21. Jahrhundert multimedial dokumentierten Denkmalstürzen, wie sie Renate

Lachmann sowohl für Lenins Denkmalpolitik als auch für die postsowjetischen Ikonoklasmen und Restaurationen in Russland analysiert, die oftmals kaum kaschiert imperiale Traditionen in nationalstaatlichen Kontexten fortsetzten, mit denen sich Jörn Leonhard in seinem neuen Buchprojekt beschäftigt.

Gegenwärtige politische Denkmalstürze werden im Internet im Moment des Abrisses, Ausreißen, Umstoßens oder Ins-Wasser-Versenkens multimedial festgehalten und provozieren damit nicht so sehr eine Erinnerungsauslöschung, sondern halten das zu Zerstörende unmittelbar vor der Zerstörung fest. Auch wenn die Berliner Mauer nicht mehr steht, so ist sie doch durch die Fotos und Filme von den zahlreichen „Mauerspechten“, die sich 1989/90 ihr Stückchen DDR abklopften und nach Hause trugen, weiterhin im nationalen Bildgedächtnis im Moment ihrer Zerkrümelung präsent. Lothar Ledderose weitet den Blick von den politischen auf die religiösen Denkmalstürze und widmet sich dem Verhältnis von säkularen und religiösen Ikonoklasmen. Er zeigt, wie in China seit jeher der Ikonoklasmus des Staates gegen die Religion dominierte und wie das (von missionierenden Jesuiten nach Europa transportierte) Wissen um diesen chinesischen religiösen Ikonoklasmus die europäische Aufklärung prägte und schließlich die politischen Denkmalstürze der Französischen Revolution stimulierte. Vorstufen und Anläufe zu einem gegenwärtigen chinesischen Denkmalsturz betrachtet Barbara Mittler in ikonoklastischen Kunstwerken, die den chinesischen Kult um Mao attackieren.

Während in der Realität vollständige Erinnerungsauslöschungen durch Denkmalstürze selten zu gelingen scheinen (wobei natürlich die Befürworter argumentieren können, dass gerade die Nichtnachweisbarkeit den Erfolg der *abolitio memoriae* verbürgt), hat das Ministry of Truth in George Orwells *1984* ein probates Mittel gefunden, um sich auch der Erinnerung an unerwünschte Personen zu entledigen: Nach ihrer Ermordung können solche ‚Unpersonen‘ bei Orwell auch rückwirkend aus Büchern und Zeitungen „vaporisiert“ und somit für immer getilgt werden. Dass sich die ‚Verdampfung‘ des Unerwünschten allerdings in der Wirklichkeit schwierig gestaltet, zeigt das berühmte Beispiel des schlampig unpünktlichen Dieners Martin Lampe, nach dessen Entlassung sein ehemaliger Dienstherr Immanuel Kant sich notierte: „Der Name Lampe muss nun völlig vergessen werden.“ Damit hatte er ihm ein Denkmal gesetzt.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Barbara Beßlich

Sekretär der Philosophisch-historischen Klasse

Wohin treibt die Kultur?

Der Soziologe Andreas Reckwitz im Dialog mit Axel Michaels

Andreas Reckwitz hielt am 15. November 2021 die jährliche Akademievorlesung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften zum Thema „Verlust. Die andere Seite des Fortschritts“ (s. Seite 58). Er ist Professor für Allgemeine Soziologie und Kulturosoziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin und gilt als einer der führenden Soziologen der Gegenwart und Impulsgeber zeitgenössischer Debatten. Über die Fachkreise hinaus bekannt wurde Andreas Reckwitz insbesondere durch seine einschlägigen Bücher und Bestseller, namentlich *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung* (2012) und *Die Gesellschaft der Singularitäten* (2017) – ein Buch, das vielfach ausgezeichnet wurde. In diesem kehrt Reckwitz die „Doppelstruktur“ der Moderne von Rationalisierung und Kulturalisierung beziehungsweise Allgemeinem und Besonderem für die Spätmoderne um. Statt der in der Moderne vorherrschenden Logik der Anpassung an das Allgemeine wird in der Spätmoderne, die der Autor ab den 1970er Jahren ansetzt, das Singuläre, also das, was als nichtaustauschbar und nichtvergleichbar erscheint, auf einer sozial fabrizierten beeinflussten Kultur des Authentischen beruht und ein hohes Maß an affektgeladener Attraktivität hat, welches durch die Digitalisierung noch verstärkt wird, zum Standard der Lebensführung. Singularität wird also zur neuen Norm.

Die Fragen, die sich auf dieses Werk konzentrieren, stellt Axel Michaels, Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Herr Reckwitz, die Akademien in Deutschland sehen die Bewahrung des meist historischen Kulturerbes als eine ihrer Hauptaufgaben an. Dabei beschäftigen sie sich mit kulturwissenschaftlichen Gegenständen, von denen auch Sie (S. 58) sagen, dass sie „in starkem Maße“ singulär sind. Andererseits schreiben Sie: „Die traditionale Kultursphäre ist vielmehr an solchen kulturellen Elementen orientiert, die nicht einem Regime des Neu-



Andreas Reckwitz, Foto: Jürgen Bauer © Humboldt-Universität

en unterworfen, sondern als wertvoll anerkannter Gegenstand der Wiederholung sind“ (S. 97). Lässt sich aber nicht auch für vormoderne Gesellschaften das „Streben nach Einzigartigkeit und Außergewöhnlichkeit“ nachweisen, halt nur in einem weniger auf das Subjekt bezogenen und weniger oder anders mediatisierten Sinne? Wie wären sonst tiefgreifende historische Veränderungen erklärbar?

Die Soziologie ist eine Disziplin der Moderne und des Modernisierungsprozesses. Auch in meinen Arbeiten steht daher die westliche Moderne, wie sie sich seit dem 18. Jahrhundert herausbildet, im Mittelpunkt. Mein Ausgangspunkt in „Die Gesellschaft der Singularitäten“ lautet, dass für diese westliche Moderne eine Radikalisierung der Orientierung am Allgemeinen – von der technischen Standardisierung bis zu den Menschenrechten – ebenso charakteristisch ist wie eine Radikalisierung der Orientierung am Besonderen, am Singulären. Für letzteres bildet die kulturelle Bewegung der Romantik eine Gelenkstelle. Aus der Perspektive der historischen Disziplinen kann man sich zurecht fragen, wie es denn zeitlich davor ausgesehen hat, also in jenen ‚vormodernen‘, traditiona-

len Gesellschaften wie etwa dem europäischen Mittelalter oder der Antike. Meine Vermutung ist, dass auch dort Prozesse der Singularisierung stattgefunden haben, etwa in Bezug auf Objekte, Gebäude oder Individuen, auch wenn diese nicht mit dem romantischen Gedanken der ‚Originalität‘ verbunden waren. Zu unterscheiden ist jedoch das *doing singularity* von der Frage, ob kulturell eher Neues oder Altes prämiert wird. Für die Moderne scheint mir tatsächlich typisch, dass immer wieder neue und andere Singularitäten im Rahmen eines kulturellen Regimes des Neuen verfertigt werden, während in traditionellen Gesellschaften gewissermaßen ‚klassizistisch‘ das einmal anerkannte Singuläre der Tendenz nach immer weiter reproduziert, also wiederholt wird. Novität ist in der Vormoderne kein Wert an sich. Aber es würde sich lohnen, diesen Zusammenhang genauer zu betrachten, was sicher zu weiteren Differenzierungen führen würde.

Führt nicht Ihre These von dem Primat und der großen Überproduktion singulärer Güter in der Spätmoderne dazu, dass sich die Singularitäten in der Summe doch nur gleichen, also gerade nicht singulären Mustern folgen?

Diese Paradoxie macht gerade die spezifisch soziologische Perspektive auf Singularitäten aus: Diese sind nie einfach objektiv einzigartig, sondern werden in sozialen Prozessen und Praktiken – etwa solchen der Bewertung und der Rezeption – zu Einzigartigkeiten ‚gemacht‘. Das gilt aber auch schon für die Vormoderne und die Klassische Moderne, in denen ausgewählte Reliquien oder Kunstwerke erst im Rahmen eines soziologisch hochinteressanten Prozesses des *doing singularity* als singuläre Entitäten ‚fabriziert‘ werden und dabei etwa bestimmten Kriterien folgen müssen, damit sie als singulär zählen. Das gilt erst recht für die Spätmoderne mit ihren allgegenwärtigen Singularisierungsprozessen. Man muss aber immer sehen, dass die Tatsache dieser – möglicherweise sogar massenhaften – sozialen Fabriziertheit nichts daran ändert, dass aus der subjektiven Perspektive der Akteure diese Entitäten als einzigartig wahrgenommen werden.

Die Hervorhebung der Besonderheit von Kulturerbe, wie sie etwa die UNESCO mit ihren „outstanding universal values“ in dem Weltkulturerbeprogramm zelebriert, bedeutet am Ende vielfach eine (touristische, popularisierende) Umformung eines Kulturerbes, zugleich aber auch eine Vernachlässigung und letztlich den Verlust vieler ebenfalls „einmaliger“, aber weniger Attraktivität und damit weniger Sichtbarkeit erheischender Kulturgüter. „Kulturelle Singularitätsmärkte haben so gewissermaßen eine Neigung zur Belohnung wie zur Missachtung in Übermaß“, schreiben auch Sie (S. 109). Dies berührt in gewisser Weise das Thema Ihres Akademievortrags vom 15. November 2021 „Verlust – die andere Seite des Fortschritts“. Ist das spätmoderne Streben nach dem Singulären nicht auch eine Strategie der Verlustvermeidung, denn das Besondere und Einmalige will man ja bewahren?

Damit sind mehrere, allesamt hochinteressante Aspekte angesprochen. Zum einen: Tatsächlich können Entitäten ihren Status als wertvolle Singularitäten auch wieder verlieren. Hier finden gewissermaßen eine Entsingularisierung und Entwertung statt. Romane von Nobelpreisträgern können

Jahrzehnte später im ungünstigen Fall nur noch als Massenware zählen – dafür gibt es genügend Beispiele (wie auch für den umgekehrten Fall der Singularisierung und Valorisierung des früher Übersehenen mit zeitlicher Verzögerung). Tatsächlich kann der Mechanismus des UNESCO-Weltkulturerbes indirekt auch zu solchen Abwertungsprozessen jener Orte führen, die daran scheitern, diese Auszeichnung zu bekommen.

Zum anderen: Das Streben nach dem Singulären würde ich selbst nicht unter Strategie der Verlustvermeidung einordnen wohl aber die modernen Praktiken, um das bisherige Singuläre vor dem Vergessen – oder besser: vor dem ‚Überholen‘ durch das immer neue Singuläre – zu schützen. Das moderne Kunstmuseum – oder mittlerweile auch andere Museen wie die Designmuseen –, der Denkmalschutz und die historische Rekonstruktion von Gebäuden, aber auch die Kanonbildung in der Literatur oder der Musik, mittlerweile die gesamte Bewegung des *cultural heritage* geht in diese Richtung: Es sind Wege der Verlustprävention gegenüber dem bisher Wertvollen.

Als Indologe habe ich mich bei der Lektüre Ihres Buches gefragt, warum Sie Ihre Thesen nicht wie Max Weber in seinen religionssoziologischen Schriften durch Vergleiche mit außereuropäischen Kulturen abgesichert haben. Gelten die Prozesse der Singularisierung nur für „westliche“ oder „westlich“ geprägte, spätmoderne Gesellschaften? Wenn sich etwa für die Kulturen Indiens oder Chinas insgesamt, also nicht nur in „bestimmten Teilen, Branchen und Milieus“ (S. 21) zeigen ließe, dass dort das Streben nach Einzigartigkeit gegenüber dem gesellschaftlichen Druck zu sozialer Gruppenkonformität (in Kaste, Großfamilie, Partei etc.) untergeordnet ist, müsste man dann nicht zumindest von verschiedenen Spätmodernen („late modernities“) sprechen?

Das ist eine berechtigte Anschlussfrage. In gewisser Weise Samuel Eisenstadts *„multiple modernities“* folgend, gehe ich nicht davon aus, dass man von einer vereinheitlichten Weltkultur sprechen könnte, in der

sich die westlichen Muster global zwangsläufig verbreiten würden – eine Annahme, die die soziologischen Modernisierungstheorien ja kultivierten –, sondern dass Europa und Nordamerika, der sogenannte Westen, ihren ganz eigenen Weg als eine spezifische Weltregion gehen. Dies ist das Thema meiner bisherigen Bücher. In anderen Regionen, etwa in China oder Indien, muss man von anderen Formen von Moderne ausgehen. Insofern ist die Singularisierung erst einmal ein westliches Phänomen – was uns in Europa besonders interessieren sollte. Man sollte sich aber zugleich davor hüten, die *Multiple Modernities* im Sinne gegenseitig abgeschotteter Kulturkreise à la Herder oder Huntington zu denken. Mir wird ein wenig unbehaglich, wenn man in sehr traditioneller Manier den Individualismus des Westens dem Kollektivismus des Ostens gegenüberstellt. Vielmehr muss man damit rechnen, dass kulturelle Formate auch über den Globus migrieren und insofern der ‚westliche‘ Singularismus – namentlich über die von mir genannten Wege des kulturellen Kapitalismus, der Digitalisierung und der Ausbildung gut ausgebildeter Mittelklassen – auch jenseits des Westens wirkt. Welche hybriden Formate, welche Widersprüche und Gleichzeitigkeiten des Ungleichzeitigen sich dadurch etwa in China oder Indien ausbilden, sind hochinteressante Fragen für die chinesische und indische Soziologie.

Sie sprechen von drei „Ursachen, die zum Primat der Logik der Singularitäten geführt haben“ (S. 103): „die soziokulturelle Authentizitätsrevolution, getragen vom Lebensstil der neuen Mittelklasse; die Transformation der Ökonomie hin zu einer postindustriellen Ökonomie der Singularitäten; und die technische Revolution der Digitalisierung.“ Wenn mich nicht alles täuscht, sind das Beschreibungen für eine Entwicklung, aber keine Ursachen. Was also hat zu diesen drei entscheidenden Veränderungen geführt?

Es ist interessant, dass Sie diese Frage stellen, weil Sie mich an eine Debatte erinnert, die ich mit Hartmut Rosa in unserem Band *„Spätmoderne in der Krise“* führe, nämlich die Frage: Was ist eine historische Erklärung in den Sozialwissenschaften? Eine solche Erklärung

kann prinzipiell zwei Wege gehen: Entweder man will eine übergreifende Gesetzmäßigkeit, einen Mechanismus als ‚Ursache‘ haben. Oder man geht davon aus, dass das Zusammenspiel kontingenter historischer Faktoren eine solche Erklärung liefert. Das erste wäre also gewissermaßen eine nomothetische, das letztere eine ideografische Strategie, also Durkheim einerseits, Weber andererseits. Ich optiere nun für die Weber-Strategie: Die Entstehung der Singularitäts-Dominanz seit den 1970er Jahren lässt sich nicht aus einem einzigen Mechanismus ableiten, sondern ergibt sich aus dem Zusammenspiel der drei Faktoren. Diese lassen sich natürlich in dieser Weise selbst erklären – *ad finitum*.

Sind nicht die „Eigenkomplexität“ (S. 126) oder die „eigenkomplexe Dichte“, von der Sie mit Bezug auf Originalität sprechen, im Grunde eine Rückkehr zu einem überwunden geglaubten Essentialismus, der Phänomene vom gewissermaßen eingeborenen „Wesen“ her zu bestimmen versuchte? Welches sind Ihre Kriterien, mit denen die eigenkomplexe Dichte eines kulturalisierten Gutes, definiert beziehungsweise valorisiert werden kann?

Keineswegs, das wäre ein Missverständnis. Tatsächlich gehe ich davon aus, dass die Akteure, sobald sie Entitäten als singular wahrnehmen, sie dort auch eine Eigenkomplexität erkennen. Es geht nicht darum, dass die Dinge selbst eigenkomplex sind (Essentialismus), sondern eine solche Komplexität subjektiv wahrgenommen wird. Der Gegensatz dazu wäre eine radikal typisierende Betrachtungsweise, in der die Entität nur aus wenigen Eigenschaften besteht, also die Komplexität massiv reduziert wird. Diese Eigenkomplexität ist nichts Mystisches. Um ein einfaches Beispiel zu geben: Wenn man den Menschen X in seiner Berufsrolle wahrnimmt, dann typisiert und entsingularisiert man ihn, aber wenn man ihn als Geliebten oder Freund betrachtet, dann besteht er aus einer großen Anzahl miteinander oft auch widersprüchlicher Eigenschaften: viele Knotenpunkte mit vielen Relationen. Er erscheint komplex und so singular. Die empirische Frage ist dann, welche Komplexität man beispielsweise in einem Kunstwerk, einem Bauwerk, einer *community*, einem Ereignis, einem Natur-

raum etc. ‚erkennt‘ (und dadurch auch affiziert) wird, wenn man es singularisiert. Ich denke, dass diese Frage durchaus wissenschaftlich bearbeitbar ist.

Sie ziehen am Ende ihres Buches den eher pessimistischen Schluss, in dem Sie konstatieren, dass in der Spätmoderne eine rationale Ordnung, eine egalitäre Gesellschaft, eine homogene Kultur, eine balancierte, sich selbstverwirklichende Persönlichkeit und am Ende wohl auch das Ideal eines gesamtgesellschaftlichen Fortschritts nur noch Nostalgie sein kann. Wie aber kann dann die Spätmoderne die großen Herausforderungen von Pandemien, Klima- und Umweltkrisen oder Künstlicher Intelligenz angehen? Anders gesagt, mir ist bei der Lektüre nicht ganz klargeworden, ob Sie die Gesellschaft der Singularitäten eigentlich eher als Bedrohung oder als Chance sehen.

Damit sind zwei Aspekte angesprochen: Zum einen ist mein Ziel in „Die Gesellschaft der Singularitäten“ tatsächlich die Analyse und weniger die Bewertung des Phänomens. Wenn ich den sozialen Wandel bewerten will, sehe ich hier aber Risiko und Chance zugleich, die Transformation von der industriellen Moderne zur Spätmoderne ist ein durch und durch ambivalentes Phänomen, das sich nicht eindeutig als schwarz oder weiß einordnen lässt. Die Orientierung am Besonderen und Einzigartigen – der qualitative Individualismus Georg Simmels im weitesten Sinne des Wortes – war immer eine, vielleicht die zentrale Verheißung der Moderne, und dass Singularisierung in der Spätmoderne kein Elitenphänomen ist, sondern sich gleichsam demokratisiert hat, ist positiv. Zugleich stellt sich das Problem der ‚Krise des Allgemeinen‘, zum Beispiel in Form der deutlichen Diskrepanz zwischen Gewinnern und Verlierern auf den Singularitätsmärkten. In diese kritische Diagnose mündet das Buch ja am Ende. Ich reihe mich also weder in die Fraktion der Fortschrittsoptimisten noch der Kulturpessimisten ein. Diese Ambivalenz muss man aushalten.

Tatsächlich stellt sich nun die Frage, inwiefern es möglich ist, politisch und kulturell gewissermaßen umzusteuern – dies ist ein Thema in meinem Nachfolgeband „Das

Ende der Illusionen“. Es wäre ein eigenes Thema darauf einzugehen, dass trotz solcher Versuche aber das klassisch-moderne Narrativ des Fortschritts sich auf gesamtgesellschaftlicher Ebene erschöpft zu haben scheint. Insofern scheinen manche der utopischen Hoffnungen der klassischen Moderne heute tatsächlich nur noch im Modus der Nostalgie kultivierbar. Es gibt einen Verlust positiver Zukunftserwartungen auf die Gesellschaft bezogen.

Ist angesichts der genannten Herausforderungen die Gesellschaft der Singularitäten nicht ein Luxusproblem der neuen Mittelklasse?

Nein, das wäre zu einfach. Man könnte natürlich auch in einen anthropologischen Gestus wechseln und darauf hinweisen, dass der Homo sapiens mit seinen kognitiven und emotionalen Möglichkeiten selbst gewissermaßen ein Luxus ist, den sich die Evolution leistet. Notwendig ist diese Spezies sicher nicht. Und vor allem: die ganze menschliche Existenz ist ja darauf aus, sich Raum für Nicht-Notwendiges – wenn man so will für ‚Luxus‘ – zu schaffen, eben für Kultur und Kulturalisierung im starken Sinne des Wortes. Es ist eben nicht alles Zweckrationalität. Dass in der Moderne und zumal in der Spätmoderne – dort zweifellos auch ermöglicht durch den gestiegenen materiellen Wohlstand und die liberalen Freiheitsrechte – nun massiv auf Singularität, damit auch auf Affektintensivierung gesetzt wird, ist daher so überraschend nicht. Die neue Mittelklasse der Gegenwart ist hier nur die Spitze des Eisbergs.

Aber tatsächlich ist es schon eine gewisse historische Ironie, dass gerade in dem Moment, in dem die westliche Moderne massiv auf Singularisierung umschaltet, sie auch mit Problemen von größtmöglicher Universalität konfrontiert ist: mit den Folgen des Klimawandels für alle. Man wird sehen, wohin das führen wird.

Herr Reckwitz, vielen Dank für dieses Gespräch.

Das Interview führte Axel Michaels, Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Der Streit um die symbolische Präsenz der Vergangenheit im öffentlichen Raum: Denkmalstürze in Großbritannien

Im Juni 2020 wurde in Bristol in Großbritannien ein Denkmal gestürzt, das dort Ende des 19. Jahrhunderts errichtet worden war. Es stellte den Kaufmann Edward Colston (gest. 1721) dar, der sich einen Namen als Stifter zahlreicher wohltätiger Einrichtungen gemacht hatte. Allerdings war sein Denkmal schon seit den 1990er Jahren umstritten. Damals war sich eine größere Öffentlichkeit bewusstgeworden, dass Colston sein Vermögen Ende des 17. Jahrhunderts zu großen Teilen als Sklavenhändler aufgebaut hatte. Dass dies kritisch gesehen wurde, ist durchaus nachvollziehbar. Allerdings hatte sich der Stadtrat nie dazu durchringen können, die Statue zu entfernen. Im letzten Jahr wurde ihm dann die Entscheidung aus der Hand genommen. Die *Black Lives Matter*-Proteste griffen von den USA auf Großbritannien über und eine aufgebrauchte Menge warf Colston einfach in den Fluss (Abbildung s. Titelseite).

Dass ein professioneller Sklavenhändler im 21. Jahrhundert nicht nur Bewunderer hat, ist verständlich, auch wenn die gewaltsame Zerstörung von Denkmälern kritisch zu sehen ist. Aber im Zuge des Kampfes gegen eine vermeintlich allgegenwärtige „*white supremacy*“ gerieten auch andere Denkmäler in Großbritannien ins Fadenkreuz von Protestbewegungen und Aktivisten. So lebte der Streit um das Denkmal für Cecil Rhodes im Oriel College in Oxford wieder auf. Rhodes gehört zu den Randlords, die durch den Abbau von Gold und Edelsteinen in Südafrika im späten 19. Jahrhundert ein Vermögen von gigantischem Ausmaß erwarben. Zusammen mit seinem Partner Alfred Beit, der aus einer sephardischen Hamburger Familie stammte, trieb er die britische Landnahme in Südafrika voran und war durch seine aggressive Politik mitverantwortlich für den Ausbruch des Burenkrieges 1899. Ähnlich wie Beit war er

sowohl zu Lebzeiten wie vor allem testamentarisch als Wohltäter und Mäzen tätig. Von seiner Großzügigkeit profitierte auch sein altes College, Oriel. Vor allem aber wurde der Rhodes Trust geschaffen, der Stipendien für US-Amerikaner, Deutsche und Bürger früherer britischer Kolonien finanziert. Man kann natürlich der Ansicht sein, dass ein überzeugter Imperialist, der nicht zuletzt durch seine Rücksichtslosigkeit als Geschäftsmann reich wurde, nicht der ideale Patron eines Colleges ist. Allerdings ist Oxford, wenn es darum geht, im 21. Jahrhundert Spenden und Stiftungen von potenten Geldgebern einzuwerben, auch nicht immer sehr skrupulös, man denke an Konzerne, die der chinesischen Regierung nahestehen. Auch aus diesem Grunde und aus Gründen des Denkmalschutzes ist es daher nachvollziehbar, dass sich das Oriel College am Ende doch dem Ansinnen widersetzt hat, Rhodes Statue zu beseitigen.



Edward Colston, Statue von John Cassidy, 1895, Bristol, Foto vor dem Denkmalsturz: William Avery



Leerer Sockel des Denkmals von Edward Colston nach dem Denkmalsturz, Foto: Caitlin Hobbs

Denkmalstürze

Dies führte allerdings wiederum zu einem Boykottaufruf zahlreicher Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in Oxford gegen das College, dessen Studenten man nicht mehr unterrichten wollte. Das zeigt, wie erbittert die symbolpolitischen Kämpfe heute sind.

Auch an anderen Orten stellen Aktivisten in Großbritannien immer radikalere Forderungen. So wurde in London zeitweilig verlangt, die künstlerisch durchaus bedeutsame Statue des Kaufmanns Thomas Guy aus den 1730er Jahren vor dem nach ihm benannten Krankenhaus zu entfernen. Guy hatte in London das noch heute bestehende Guy's Hospital gestiftet, war aber zeitweilig an einer Handelsgesellschaft beteiligt gewesen, die Geld mit dem Verkauf von Sklaven verdiente. Aber anders als Colston war er nicht selber persönlich als Sklavenhändler tätig. Trotzdem war auch sein Denkmal in Gefahr, beseitigt zu werden. Zurzeit sieht es so aus, als sei diese Gefahr abgewandt. Allerdings hat der Bürgermeister von London, Sadiq Khan, eine Kommission eingesetzt, die alle älteren Denkmäler überprüfen soll.

Das Problem dabei ist, dass die Londoner Stadtlandschaft - und in etwas geringerem Maße gilt das auch für andere britische Städte - nun einmal geprägt ist von den Spuren, die eine lange Geschichte als imperiale Kolonialmacht in Gestalt von Monumenten, Straßennamen und gebauter Architektur hinterlassen hat. Wenn man jede Assoziation mit imperialer Macht und Gewalt als moralisch verwerflich ansieht, dann bleiben nicht mehr viele denkmalwürdige Figuren. Auch Churchill, der Sieger des Zweiten Weltkrieges, schneidet dann nicht mehr allzu gut ab. Er war fest davon überzeugt, dass die Angelsachsen anderen ethnischen Gruppen oder „Rassen“ wie den Indern oder Deutschen weit überlegen waren. Er wird deshalb von manchen Historikern heute auch explizit als Rassist angegriffen und von einigen sogar auf eine Stufe mit Hitler gestellt, so noch jüngst bei einer Tagung im Churchill College in Cambridge.

Wenn schon die Denkmäler eines Churchill ins Wanken geraten, dann gilt das natürlich erst recht für andere Politiker und „Heroen“ wie etwa Oliver Cromwell, der wegen seiner brutalen Kriegsführung in Irland, lange

Zeit aber auch wegen seiner Beteiligung an der Hinrichtung Karls I. 1649 immer umstritten war. Als 1899 ein Denkmal für ihn vor dem Parlament aufgestellt wurde, wurde dieses privat finanziert und in den frühen Morgenstunden enthüllt, um Proteste zu vermeiden. Der Streit um Denkmäler ist also per se nicht neu. Nur haben viele dieser Denkmäler, und das gilt auch für die Cromwell-Monumente in England, ihren ursprünglichen politischen Appellcharakter, der freilich auch zur Zeit ihrer Aufstellung oft weitaus vieldeutiger war, als man meinen sollte, ohnehin verloren. Damals wurde Cromwell einerseits als charismatischer

Heerführer, andererseits aber auch als Identifikationsfigur progressiver, liberaler Kreise und der *Non-Conformists*, mit ihrer strengen protestantischen Moral auch in politischen Fragen, gefeiert. Diese ursprüngliche politische Botschaft ist heute verblasst. Das mag Cromwell von anderen historischen Figuren wie den Südstaaten-Generälen und ihren Standbildern in den USA unterscheiden, ist aber so ungewöhnlich nicht. Schon deshalb können wir viele Denkmäler, so sollte man meinen, als eher museale Überreste einer mehr oder weniger fernen Vergangenheit mit Gelassenheit betrachten.



Thomas Guy, Statue von Peter Scheemakers, ca. 1732, London, Foto: Ethan Doyle White



Oliver Cromwell, Statue von Hamo Thornycroft, 1899, London, Foto: Elliott Brown

Allerdings, so denken die modernen Denkmalstürmer nicht. Vorangetrieben wird die Debatte dabei oft von einer „progressiven“ Elite, die unter Beweis stellen will, wie kosmopolitisch und fortschrittlich sie ist. Gerade als Historiker muss man natürlich in der Tat darauf bestehen, dass die Vergangenheit kritisch betrachtet wird und wir uns ehrlich den dunkleren Seiten unserer nationalen und europäischen Geschichte stellen. Und ja, der Gedanke, dass gerade die Briten außerhalb akademischer Kreise mit Blick auf ihre Geschichte bis vor kurzem zu einer gewissen Selbstzufriedenheit neigten, ist nicht von der Hand zu weisen. Dunkle Kapitel wie Sklavenhandel und Plantagenwirtschaft in der Karibik wurden im öffentlichen Geschichtsbild eher marginalisiert.

Wenn jetzt dieses traditionelle Überlegenheitsgefühl gegenüber den vermeintlich „barbarischen“ Völkern dieser Welt ein wenig ins Wanken gerät, muss man das nicht unbedingt bedauern. Allerdings hat man doch den Eindruck, dass die Kampagne zur kritischen Auseinandersetzung mit der imperialen Geschichte mittlerweile weit über jedes vernünftige Ziel hinauschießt. Es herrscht ein naiv moralistischer Blick auf die Vergangenheit vor, der sie ausschließlich an den Werten der Gegenwart misst. Das ist umso erstaunlicher, weil im akademischen Umfeld zunehmend die Forderung gestellt wird, fremde Kulturen nicht

aus einer eurozentrischen Perspektive zu betrachten, sie müssten an ihren eigenen Werten gemessen werden.

Nur, ist nicht auch unsere eigene Geschichte für uns ein „fremdes Land“, wie es einmal ein englischer Schriftsteller formuliert hat? Aber hier scheint das Recht auf Fremdheit nicht zu gelten; alles was nicht unseren moralischen Maßstäben genügt, verfällt dann offenbar dem Verdammungsurteil der Gegenwart. Aber ist es wirklich so, dass wir uns auf nationaler und europäischer Ebene nur an jene Vergangenheit durch Denkmäler oder Straßennamen erinnern lassen dürfen, die demokratisch, friedfertig und moralisch rein ist? Dann bleibt nicht mehr viel, und wir müssen uns faktisch damit abfinden, ganz ohne sichtbare Geschichte zu leben oder nur noch mit einer Geschichte von Schuld und Versagen, die kaum ein ausreichendes Identifikationsangebot für die Bürger eines Landes zu bieten vermag.

Man könnte natürlich meinen, das Geschichtsbild einer Nation wie der britischen müsse sich eben dem Umstand anpassen, dass sich die demographische Zusammensetzung der Bevölkerung durch Einwanderung verändert hat, aber das ließe am Ende womöglich darauf hinaus, den Immigranten ein uneingeschränktes Recht auf ihre spezifischen Traditionen zuzubilligen, der einheimischen Bevölkerung ein Recht auf

eine eigene Geschichte, die potentiell auch eine Quelle von Stolz sein könnte, aber grundsätzlich zu bestreiten. Dass eine solche Strategie das Zusammenleben von Immigranten und Einheimischen nicht erleichtert, sondern zu neuen gesellschaftlichen Polarisierungen führt, kann man sich leicht denken. Das ist ein Problem, das auch Wissenschaftler wie Eric Kaufmann, der in London lehrt, wiederholt angesprochen haben. Die bisherige Bevölkerung könnte leicht den Eindruck gewinnen, dass ein Mehr an Immigration notwendigerweise darauf hinausläuft, dass ihre eigenen historischen Narrative, soweit sie sinnstiftend für die Gegenwart sein könnten, vollständig entwertet werden.

Manche Kritiker stellen sich freilich auf den Standpunkt, dass nur solche Personen ein Denkmal verdient haben, die als Wohltäter der Menschheit gelten können, nicht die bloßen Tatmenschen, die moralisch oft ambivalente Figuren waren. Das Problem ist nur, die Geschichte wird eben dann doch in weiten Teilen von den moralisch ambivalenten Tätern oder den geschickten Manipulatoren geschrieben und nicht von den reinen Tugendhelden. Mit dieser Ambivalenz müssen wir leben. Wenn wir Erinnerungswürdigkeit im öffentlichen Raum nur an rein privaten Tugenden messen, riskieren wir, uns auf eine Hypermoral einzulassen, der wir dann am Ende selbst nicht gerecht werden können; wir werden zu Heuchlern und stehen damit den verachteten Viktorianern und jenen Verfechtern einer europäischen Überlegenheit über alle anderen Kulturen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert, die wir heute so großzügig verurteilen, vielleicht viel näher als uns lieb sein könnte.

Ronald G. Asch
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

Geschichtskämpfe in Deutschland – globale antikoloniale Ikonoklasmen

Zwei Bestandsaufnahmen, 1905 und 1996: 1905 sprach der Kunsthistoriker Georg Dehio über Denkmalschutz und Denkmalpflege¹. Pietät gegenüber dem Denkmal sei neu. Bis zur „Zeitgrenze“ der 1840er Jahre habe der „von obrigkeitwegen betriebene Denkmalsfrevel“ als „eine gute Verwaltungsmaxime“ gegolten. Erst die „Orgien des Vernunftfanatismus“ der französischen Revolution hätten dem 19. Jahrhundert als Widerspruch den „historischen Geist“ eingepflanzt. Und mit ihm die Denkmalpflege.

Zweite Bestandsaufnahme, 1996, deutscher Historikertag in München. Die Sektion „Denkmalsturz“² bot eine Bilanz der

letzten zwei Jahrhunderte in Europa. Sie mahnt, den gegenwärtigen Ikonoklasmus nicht vorschnell als tumben Umgang mit Geschichte zu verurteilen: „Denkmalsturz bedeutete nicht Leugnung der Geschichte, sondern Auseinandersetzung mit ihr.“ Ein „legitimer Ausdruck von kollektiver Identität und Merkmal jeder Erinnerungskultur“.

Die Denkmalstürzer von heute könnten sich hier geschichtswissenschaftlich beglaubigt fühlen. Allerdings waren die ikonoklastisch dicht gefüllten Phasen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt durch Krieg und Revolution, Zusammenbruch und Neuaufbau von Staaten. Politische Ereignisse also, die stets mit

dem Auswechseln von Herrschaftszeichen verbunden waren. Heute dominiert der Denkmalsturz als Folge globalen Wertewandels. Man wendet sich nicht nur gegen konkrete koloniale und imperialistische Herrschaftssymbole, sondern sucht weite Bereiche der Vergangenheit zu delegitimieren, wenn sie den eigenen Werten widersprechen.

Neu ist das nicht. Neu ist aber die transnationale Verflechtung dieser Umwertung der Vergangenheit – eine Art globaler Gleichschritt. Auch nationale Geschichte wird vor den Richtstuhl globaler Werte der Gegenwart gestellt. Institutionen wirken in diesen Prozessen mit, doch vorangetrie-



Farbanschlag auf das Bismarck-Denkmal im Schleepark in Hamburg-Altona, Foto: picture alliance/dpa | Jonas Klüter

1 Denkmalschutz und Denkmalpflege im neunzehnten Jahrhundert. Rede zur Feier des Geburtstages SR. Majestät des Kaisers, gehalten in der Aula der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg am 27. Januar 1905. Straßburg 1905.

2 Denkmalsturz. Hg. W. Speitkamp. Göttingen 1997, Zitat S. 19.

ben werden sie von informellen Akteuren, die dank der neuen Medien in einer Weise, die früher so nicht möglich gewesen ist, global kommunizieren und zu virtuellen Handlungsgemeinschaften werden. Akteure können alle sein, die sich von dem Denkmal in ihrer „Identität“ angegriffen fühlen. Um heutige Ikonoklasmen vergleichend einschätzen zu können, wird im Folgenden zunächst nach Geschichtskämpfen in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert gefragt.

Die akademische Geschichtsschreibung neigt dazu, auf die eigene Profession zu blicken, wenn sie kontroverse Geschichtsdeutungen betrachtet. Das ist eine Selbstüberschätzung. An den gesellschaftlichen Geschichtsbildern wirkt die professionelle Geschichtsschreibung mit – mehr nicht. Im 19. Jahrhundert waren Marksteine deutscher Geschichte – die Reformation, das Alte Reich, der Aufstieg Preußens, die Rolle Habsburgs, um die umstrittensten zu nennen – weltanschaulich außerordentlich umkämpft. Die großen Weltanschauungsagenturen verfügten über ihre je eigene Geschichtsschreibung, die rivalisierende Geschichtsbilder boten. Die universitäre Geschichtswissenschaft konnte diese Konkurrenz nicht schlichten, zumal ihre eigenen Geschichtsdeutungen, die sie als wissenschaftlich objektiv verstand, vielfach protestantisch-preußisch kontaminiert waren. Katholiken und Juden, auch Pietisten, ebenso Sozialisten und Kommunisten konnten auf ihre je eigene Milieu-Geschichtsschreibung zurückgreifen. In ihnen traten andere Nationalhelden auf als in der universitären. Katholiken stellten Bonifatius als „Vater des deutschen Vaterlandes“ neben oder vor Bismarck, auch Sozialisten oder Juden hatten neben den „offiziellen“ Geschichtshelden ihre je eigenen.

Die von der professionellen Geschichtswissenschaft begründeten Geschichtsbilder hatten den Vorteil, akademisch glaubig zu sein und in staatlichen Schulen und Universitäten gelehrt zu werden. Doch auch die konkurrierenden Akteure auf dem Geschichtsmarkt waren gesellschaftlich präsent und im eigenen Milieu dominant.



Eine Frau hält während einer Demonstration gegen die Sanierung des Hamburger Bismarck-Denkmal ein Schild mit der Aufschrift „Otto must fall“. Foto: picture alliance/dpa | Markus Scholz

Solange diese Milieus einigermaßen stabil waren, blieb die deutsche Gesellschaft geschichtspolitisch mehrfach gespalten.

In ruhigen Zeiten lebten die Geschichtsbilder meist unaufgeregt nebeneinander. In Krisen kam es zu Geschichtskämpfen. So leiteten 1919 in der deutschen Nationalversammlung die Sprecher aller Parteien aus ihren je eigenen Geschichtsbildern konkurrierende politische Strategien ab. Auf der parlamentarischen Bühne wurden die Geschichtsbilder behutsamer inszeniert als während der Revolution auf der Straße. Doch überall wurde gedeutete Geschichte als politische Lehrmeisterin beansprucht. Das tat auch die universitäre Geschichtsschreibung in nationalen Streitfragen. Diese Instrumentalisierung von Geschichte führte in politischen Umbruchphasen immer wieder zur Umdeutung von Geschichte und zu Denkmalstürzen.

Auch das letzte Ereignis dieser Art, das Ende der DDR, war verbunden mit Denkmalstürzen. Sie verliefen unsystematisch, weil sie nicht gesamtstaatlich gesteuert

wurden. Oft wurden Denkmale erst im Zusammenhang mit neuen Bauvorhaben beseitigt – eine Neuauflage dessen, was Dehio den „von obrigkeitwegen betriebenen Denkmalsfrevel“ genannt hatte. Meist blieben sie jedoch stehen, wurden verändert, umgesetzt oder eingelagert. Auch die Umbenennung von Straßen und Plätzen verlief unsystematisch. Sie blieb den Gemeinden überlassen.

In den großen staatlichen Umbrüchen im 20. Jahrhundert – 1918/19, 1933, 1945/49, 1989 – gab es bei der „historischen Reinigung“ des öffentlichen Raumes in Deutschland zwar Druck von unten, doch insgesamt verlief sie administrativ geregelt. Mit der Ausnahme 1945/49 (Verordnungen der alliierten Sieger) blieben die geschichtspolitischen Eingriffe in nationaler Regie. Für Berlin liegt eine detaillierte Untersuchung seit 1918 vor. Wirtschaftliche Erwägungen waren dort meist wichtiger als geschichtspolitische.³

Vor diesem historischen Hintergrund heben sich die Ikonoklasmen unserer Gegenwart

3 Kirsten Otto: Berlins verschwundene Denkmäler. Eine Verlustanalyse von 1918 bis heute. Berlin 2020.

scharf ab, doch es sind auch Gemeinsamkeiten zu erkennen. Neu scheint Folgendes:

1. Im Zentrum steht heute die moralisch-politische Verurteilung von Kolonialismus und Imperialismus. Man beansprucht, für eine globale Wertegemeinschaft zu sprechen, die verpflichtet sei, global zu handeln, um historisches Unrecht zu ächten und die Gegenwart aus dessen Wirkkraft zu befreien. So entsteht bei der Beurteilung der Vergangenheit eine Kompetenzhierarchie, welche die ethnische Hierarchie der Kolonialzeit umkehrt. An der Spitze stehen heute Nachfahren der Kolonisierten. Sie entscheiden, ob ihre Identität durch Geschichtszeichen verletzt wird und leiten daraus den Anspruch ab, diese zu entfernen. Wenn Studenten in Oxford ihre Erfahrung rassistischer Diskriminierung mit der dortigen Cecil-Rhodes-Statue verknüpfen, erzeugt das einen öffentlichen moralischen Druck auf diejenigen, bei denen die Entscheidung zur geforderten „Entkolonialisierung“ Oxfords liegt. Doch trotz der hohen Bedeutung des Protests – Institutionen entscheiden. Auch an der University of Cape Town, von der die internationale *Rhodes Must Fall-Kampagne* ausgegangen war, entschieden die zuständigen Institutionen der Universität über die Entfernung der Statue. Die Vorgänge dort initiierten ähnliche Proteste in anderen Staaten. Gegen das Hamburger Bismarckdenkmal wird mit *Otto must fall* demonstriert. Die Internationalisierung erhöht den Druck, doch die Entscheidungsinstitutionen können „Nein“ sagen oder die Art des Denkmalsturzes steuern. Das verbindet die heutigen Ikonoklasten trotz aller Unterschiede mit früheren.

2. Die Berufung auf eine nicht-rassistische Werteordnung mit globaler Geltung führt zu einer radikaleren Umwertung der Geschichte als das in den innerdeutschen Geschichtskämpfen der Fall gewesen ist. So ließ die Geschichtswissenschaft der DDR zwar die deutsche Geschichte auf den eigenen Staat und seine Gesellschaftsordnung zulaufen, doch sie anerkannte die gesamte deutsche Geschichte als „Erbe“ und hob davon die „Tradition“ ab, in der sie sich sah. So konnte sie Bismarck als Reichsgründer würdigen und zugleich der Erbe-Kritik unterziehen. Er wurde historisiert. Historisierung schafft Distanz



Die Statue von Cecil John Rhodes wurde am 9. April 2015 nach Studentenprotesten von der Universität Kapstadt entfernt. Foto: Tony Carr

zur Vergangenheit. Man anerkennt sie als anders und kann die Analyse des Andersseins als lehrreich für die Gegenwart sehen.

Eine solche Einstellung lehnen heutige Ikonoklasten ab, weil sie ihre Werte als überzeitliches globales Richtmaß setzen. Wer vor dieser Norm nicht besteht, soll gestürzt werden. Rhodes ebenso wie Churchill oder andere. Alle werden ausschließlich an ihrer Haltung zum Kolonialismus und Rassismus bewertet. Für Berlin wurde festgestellt, dass in den Umbrüchen des 20. Jahrhunderts die Demokratie mit Denkmälern weitaus behutsamer umgegangen ist als die Diktatur. Dieser Zusammenhang gilt für den heutigen Ikonoklasmus nicht, weil er sich auf eine Werteordnung beruft, die auch in demokratischen Staaten keine Abweichungen zulassen will – auch nicht für die Vergangenheit. Historisierung, die der Geschichte ihr Anderssein belässt, wird ausgeschlossen.

Hier sollten die Vergangenheitswissenschaften ansetzen. Sie müssten aufklären. Was heißt das bezogen auf die ikonoklastischen Verurteilungen kolonialer Vergangenheiten?

Es kann nicht darum gehen, den Ikonoklasten vorzuwerfen, dass sie bisherige Geschichtsdeutungen kritisieren. Das ist legitim. Das macht auch die Ge-

schichtswissenschaft. Auch sie kommt zu konkurrierenden Wertungen. Auch ihre Wertungen werden durch normative Festlegungen geprägt. Auch sie will politisches Handeln beeinflussen, wenn sie historische Bedingtheiten der Gegenwart analysiert. Auch professionelle Historiker sind immer wieder als Ikonoklasten aufgetreten und tun es weiterhin. Dies offenzulegen, sollte am Beginn der Analyse heutiger ikonoklastischer Bewegungen stehen, um diese in eine Geschichte der Geschichtskämpfe einzuordnen und Wege aufzuzeigen, aus diesen Kämpfen wieder herauszufinden. Letzteres dürfte die wichtigste und schwierigste Aufgabe sein.

Streit um die Deutung der Geschichte ist ein offener Prozess, vielschichtig und veränderungsreich. An ihm sollten die Vergangenheitswissenschaften mitwirken, indem sie mit ihren je eigenen Methoden zur Versachlichung der Debatten um historisches Unrecht und dessen Auswirkungen bis in die Gegenwart beizutragen suchen. Dass jede dieser Wissenschaften nicht mit einheitlicher Stimme spricht, erschwert das Gespräch mit den gesellschaftlichen Akteuren, gehört aber zur Normalität wissenschaftlicher und auch gesellschaftlicher Debatten. In ihnen führen anticolonialistische, antirassistische Denkmalstürzer eine wirkmächtige Stimme, weil sie sich auf global anerkannte Werte berufen. Darzule-

gen, dass man diese Werte und zugleich die Geschichte in ihrem Anderssein anerkennen kann, ist Aufgabe der Vergangenheitswissenschaften.

Die Frage, ob alle Denkmale historischen Bestandsschutz genießen sollten, würde

damit nicht beantwortet. Denkmalspietät ist kein Gebot, das sich aus der Geschichte ableiten lässt. Sie ist voller „Denkmalsfrelve“. Er gehörte zur Abgrenzung vom Alten. Warum sollte das heute anders sein? Dies anzuerkennen, stellt Denkmalsturz keinen geschichtswissenschaftlichen Freibrief aus,

mahnt aber, nicht in jedem Denkmal ein unverzichtbares Geschichtszeugnis zu sehen.

Dieter Langewiesche
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

Tod der Metapher! Gedanken zum Ikonoklasmus in Chinas langem 20. Jahrhundert¹

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts sahen Chinas Intellektuelle ihr Land im Dunkel versinken. Jeder der verlorenen Kriege gegen ausländische Mächte, schließlich sogar gegen den kleinen Nachbarn Japan, war ein neuer Schock, der Schriftsteller, Dichter und Karikaturisten aufrüttelte: Alle dachten sie darüber nach, wie man China aus diesem Dunkel in das Licht zurückholen könnte. Eine Figur, die versprach, dies zu tun, war Mao Zedong 毛澤東 (1893-1976) – und mit ihm die Kommunistische Partei Chinas. Zu seinen Lebzeiten wurde Mao – als wichtigster Vertreter, ja Verkörperung dieser Partei – als „Die Sonne, die niemals untergeht 永远不落的太阳“ gefeiert, eine auratisierte Formel, die in künstlerischen Diskursen des langen chinesischen 20. Jahrhunderts ikonisch verarbeitet und auch nach Maos Tod weiter beschworen wird.

Hitler-Denkmal oder die des Stalin-Kults sind nach deren Tod gefallen, Maos Denkmäler hingegen wurden zwar direkt nach seinem Tod teilweise heimlich begraben, aber auch neu gebaut, und mit Beginn des 21. Jahrhunderts entstehen immer mehr und immer größere (so etwa der riesigen Mao auf der Orangen-Insel vor Changsha, 2009 eingeweiht, oder der schließlich dann

doch abgerissene Mao in einem Dorf in Henan, Zhushigang, 2016). Maos Funktion als Ikone einer politischen Religion, die seit Anbeginn der Herrschaft der Kommunistischen Partei Chinas von oben (aus Kalkül der Partei) und unten (in populären Bewegungen) mal mehr, mal weniger genährt wurde und wird (ein Dokumentarfilm wie Louyi Tang's Chairman Buddha, Tiger Butterfly Films 2017 macht dies nur allzu deutlich),² wird kontrapunktisch begleitet von einem ikonoklastischen Diskurs, der sich ebenso in Chinas Kunst, Musik und Literatur findet, und der auf die invasive, weil ubiquitär-extensive Bild-Wirkungs-Macht dieser Metapher antwortet und also auch die ikonophilen Strömungen der jeweiligen Gegenwart mitreflektiert. Der Umgang mit der Sonnen-Metapher zeigt unterschiedliche Skalierungen von Ikonoklasmus auf, die vom subversiven Gedanken über den beschmutzenden und zerstörerischen Akt bis zum Sturz und zum endgültigen Auslösen des Denkmals reichen können.

Die meisten Drucke, Gemälde und Installationen von Fang Lijun 方力钧 (1963-), Vertreter des so genannten „Zynischen Realismus“ 玩世现实主义, bleiben ohne Titel. Dies geschieht, so Fang, um „den

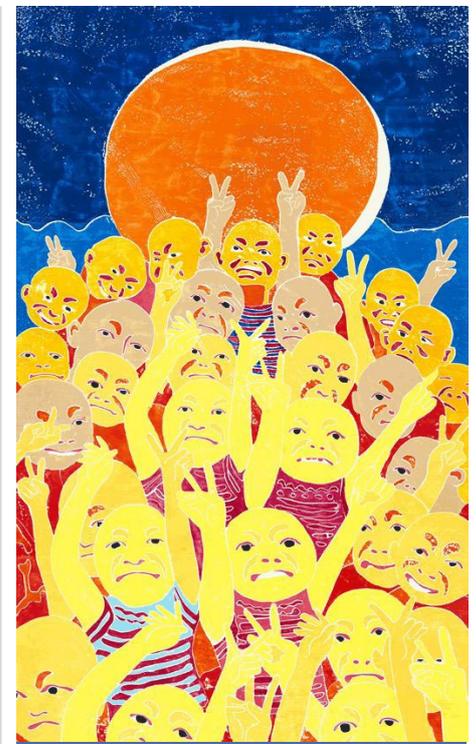


Abb. 1: Fang Lijun, „2013-2015“, Holzschnitt, 2015

Betrachtern mehr Raum für ihre Vorstellungskraft und ihre persönlichen Erinnerungen zu lassen.“³ Was sind das aber für Erinnerungen, die Fangs Bilder aufrufen? Ein Motiv, das fast unweigerlich auf diesen Bildern erscheint, ist die strahlende Sonne (Abb. 1, Fang Lijun „2013-2015“).

1 Dieser Beitrag entstammt einem größeren Diskussionszusammenhang zu Mao als globaler Ikone (Barbara Mittler *Reading Mao. The Making of a Global Icon*). In den Diskussionen der Ikonoklasmus-Gruppe der Heidelberger Akademie sind viele meiner immer noch sehr vorläufigen Gedanken deutlich geschärft worden, ich möchte hier den Kolleginnen und Kollegen sehr herzlich für die regen Diskussionen danken, die wir im letzten Jahr coronakonform digital gemeinsam führen konnten.

2 Der Trailer zu diesem beeindruckenden Film, der viele Denkmalstürze und -bauten der letzten Jahre dokumentiert, findet sich hier: <http://chairmanbuddhathefilm.com/>. Alle digitalen Quellen zu diesem Beitrag sind bei DACHS (Digital Archive for Chinese Studies) im Repositorium archiviert und können dort abgerufen werden, auch wenn die URLs erloschen oder umgezogen sind: https://www.zo.uni-heidelberg.de/boa/digital_resources/dachs/citation_en.html.

3 Das Zitat findet sich bei Linyong Zhu „A bald truth“ *China Daily* 31.8.2010, https://www.chinadaily.com.cn/life/2010-08/31/content_11230993.html, zuletzt eingesehen am 15.9.2021; vgl. auch Tessa Moldan „Fang Lijun“ *Ocula*, 15.12.2017 <https://ocula.com/magazine/insights/fang-lijun/>, zuletzt eingesehen am 15.9.2021. Eine wichtige Arbeit zu Fangs frühen Werken ist Yuting Chou „The Floating Body in the Art of Fang Lijun: An Artist's Comment on the Human Condition in Post-Cultural Revolution China“ *China Information* 13, 2-3, 1998-1999.

Diese Sonne kann weit entfernt sein, vage sichtbar im Hintergrund, über den Wolken – oder auch zum Greifen nahe. Sie bildet den Hintergrund für viele seiner typischen, farbenfrohen Massenszenen. Wir treffen hier auf einen sich immer wiederholenden glatzköpfigen Typus (jüngst auch in Form eines Babys), der eben nicht Individuum, also einzigartig ist, sondern als Teil einer großen Menschenmenge auftaucht, eine groteske Maske, immer gleich geformt, gesichts- und namenlos, ja scheinbar auch gedankenlos, die einfach der Menge folgt (siehe Abb. 1 und 2), mit ihr in einem Boot sitzt (siehe Abb. 6), mitläuft. Begeistert rufend, lachend, rennt oder treibt diese Menge auf die Sonne zu, dann wieder von ihr weg, wobei die warmen Strahlen auf ihre Rücken scheinen. Doch auch wenn die Gestalten ihre Arme wie siegreich glücklich in die Höhe strecken, so glühen doch – wenn man heranzoomt, wie es die Bilder in Serie tun – die Gesichter unnatürlich, ungesund, wie im Fieber, nicht nur von fröhlichem Überschwang, sondern offensichtlich auch von sengender Hitze (Abb. 2, Fang Lijun „8.2014 Spring – Summer“).

Was auf der Oberfläche als unschuldige Heiterkeit erscheinen mag (in seinen Darstellungen greift Fang bestimmte Elemente des sogenannten „revolutionären Realismus und der revolutionären Romantik“ auf, dem maoistischen Gegenstück zum sozialistischen Realismus, wonach das echte Leben in der Kunst immer auf einer höheren Ebene und also „weichgespült“ und schön darzustellen ist), suggeriert auch das Gegenteil. Während jeder einzelne in der Masse fasziniert, ja wie gebannt, zur Sonne am Himmel blickt – die sich in den grell beleuchteten Gesichtern widerspiegelt – reflektiert das gezwungene, unnatürliche Grinsen jedes Einzelnen in dieser Menge auch ein Gefühl kollektiver Beunruhigung, das in anderen Bildern, wo die immer gleichen sonnendurchleuchteten Masken weinend oder schreiend gezeigt werden, offenbar wird (Abb. 3, Fang Lijun „2013-2016“).

Diese Bilder sind Teil eines ikonoklastischen Gestus, den man seit Mitte der 1970er Jahre in der chinesischen Kulturszene immer häufiger beobachten

kann: Rocksänger wie Cui Jian 崔健 (1961-) besingen und beklagen die sengende, verdörrende Sonne, Dichter wie Haizi 海子 (1964-1989) ironisieren ihre rettende Kraft, das Licht, das sie jeden Morgen wieder bringt, Filmemacher wie Jiang Wen 姜文 (1963-) schaffen Werke, die etwa *In der gleißenden Sonne* (阳光灿烂的日子, 1994) heißen und beschreiben, wie auch Romanautor Yan Lianke 阎连科 (1958-) in seinem Roman *Sonnenbeschienene Jahre* 日光流年 (1998), ein geblendetes China – im Dunkel, bei vollem Sonnenlicht. In seinem Roman *Die erlöschende Sonne* 日熄 (2015) fragt Yan, was man wohl tun könne, damit die Sonne eben doch einmal für immer untergehe und verschwände, wo sich doch jeder neue Sonnenaufgang als ein neuer Moment der Finsternis entpuppt. Yan beschwört den Tod der Metapher, den Sturz des Denkmals.

Für den chinesischen Betrachter ist klar, dass die Metapher auf Mao Zedong (1893-1976) verweist als Verkörperung der Kommunistischen Partei Chinas, die seit den 1940er Jahren als Chinas rettende Sonne



Abb. 2: Fang Lijun, „8.2014 Spring-Summer“, Öl auf Leinwand, 2014



Abb. 3: Fang Lijun, „2013-2016“, Holzschnitt, 2016

gepriesen wird. Das Loblied *Der Osten ist rot* beginnt mit „Der Osten ist rot, die Sonne geht auf, China hat einen Mao Zedong hervorgebracht, er sucht, der Retter, das Glück für sein Volk“ und verweist in der 3. Strophe darauf, dass die Kommunistische Partei „wie die Sonne sei“ und also „Licht (und Befreiung) bringe, wo immer sie scheine.“ Dieses Lied läutet die expansive und multimediale Nutzung der Sonnenmetaphorik ein, die sich seither in allen Bereichen der Kunst, der Malerei, der Musik und des Tanzes, der Literatur und Dichtung vieldimensional findet (Abb. 4, Propagandaposter 1968: „Dem großen Vorsitzenden Mao wünschen wir respektvoll ein langes Leben“).

Die Sonnen-Metapher konnte deswegen so besonders wirkungsmächtig werden, weil im kulturellen Gedächtnis das Licht, das sie bringt – schon lange bevor dieses mit der Retterfigur Mao Zedong als menschgewordener Vertreter für die kommunistische Partei Chinas gleichgesetzt

wird – bereits als wichtiges Hoffnungssymbol auftritt, das eine längere Periode der Dunkelheit, die China in dieser Logik im 19. Jahrhundert durchschritten hat, beenden soll. Dem metaphorischen Denkmal wird so der Boden fruchtbar bereitet: Guo Moruo 郭沫若 (1892-1972), der nach der Gründung der Volksrepublik China ein berühmter Revolutionsdichter werden sollte, lässt in einer Sammlung dramatischer Gedichte mit dem Titel *Göttinnen 女神 Nüshen* (1916-21) die Sonne endgültig erlöschen: Der Dichter erscheint auf der Bühne und ruft seine Leser auf zum Kampf gegen die Dunkelheit, zur Suche nach einer neuen Sonne. Die *Shenzhou Ribao* 神州日報 (*Tageszeitung für China* – China wird hier als *Shenzhou* 神州, also „Heiliges Land“ bezeichnet, siehe Abb. 5, „Karikatur in der *Shenzhou Ribao* 1908“) zeigt einen Journalisten, der auf eine solche neue Sonne verweist (die schon damals eine Aura hat, da sie „Aufklärung“ und „Erleuchtung“ in Form einer neuen, erhellenden (*ming*) Kul-

tur (*wen*) oder „Zivilisation“ 文明 *wenming* bringt (das steht in der Sonne und gemeint ist damit europäisches Wissen) und so seine Mitbürger zum Aufwachen, zum Aufstehen, zum Handeln aufruft – China soll, nach dem Beispiel Europas in Renaissance und Aufklärung, aus dem Dunkel befreit und so in den Zirkel der „zivilisierten Länder“ der Moderne zurückgeführt werden.⁴



Abb. 4: Propagandaposter, 1968, Herausgeber unbekannt, „Wir wünschen dem Vorsitzenden Mao ein ewiges Leben“, Copyright: Landsberger Collection for „A Continuous Revolution“

敬祝毛主席万寿无疆

⁴ Zu diesem Bild und weiteren Beispielen siehe Wagner, R. G. (2011). China „Asleep“ and „Awakening.“ A Study in Conceptualizing Asymmetry and Coping with It. *The Journal of Transcultural Studies*, 2(1), S. 4–139, 113. <https://doi.org/10.11588/ts.2011.1.7315> und Barbara Mittler „Licht aus dem Dunkel: Renaissance? Topographien chinesischer Intellektualität“ in: *Topographien von Intellektualität* Hrsg. von Jürgen Fohrmann und Carl-Friedrich Gethmann. Göttingen: Wallstein Verlag, 2018, S. 142-233.



Abb. 5: Die Sonne in der Mitte verspricht wenming: 文明, Zivilisation/Erleuchtung, gemeinfrei

Geschicht wird mit Gründung der Volksrepublik China weiter von der Symbolik Gebrauch gemacht und wo immer seit den 1940er Jahren also eine Sonne erscheint, ist Mao und die Kommunistische Partei gemeint – die Sonnenblumen, die sich ihr zuwenden, stehen in dieser Denkmal-Rhetorik für das beglückte, errettete, befreite chinesische Volk: Die Sonne ist ubiquitär, beherrscht den öffentlichen Raum, fordert autoritative Geltung und Akzeptanz, sie ist eine „Sonne, die niemals untergeht 永远不落的太阳“, und wird so zur auratisierten Formel.

Die ewige Sonne im Hintergrund entpuppt sich denn auch in manchen der Bilder von Fang Lijun direkt als Mao (Abb. 6, Fang Lijun „2008 Spring“). Zwischen der rosigen-romantischen Farbigekeit seiner Bilder einerseits, Abbild eines Idealismus, der sich offensichtlich als problematisch herausstellt, und andererseits (oder eben genau deswegen) einem Gefühl der völligen Hilflosigkeit in einem Schicksal, das, so zeigt nicht nur Fang, sondern alle diese Künstler auf unterschiedliche Weise, vor allem selbstverschuldet ist, besteht ein klares Spannungsverhältnis: Es wird deut-

lich, dass sich hinter all dem scheinbar Schönen eine schreckliche Welt verbirgt, die aber eben auch und gerade von den gezeigten anonymen Massen in ihrer Verblendung mit aufrechterhalten wird.

Damit sind diese ikonoklastischen, die Denkmalmetapher subversiv beschmutzenden Bilder Fangs ein Echo für das, was Haizi meint, wenn er am 30.8.1987, dem „Morgen nach einer durchzechten Nacht,“ Folgendes dichtet – nicht ganz zwei Jahre vor seinem verzweifelten Selbstmord (am 26.3.1989):



Abb. 6: Fang Lijun, „2008 Spring“, Öl auf Leinwand, 2008

*Ich bin ein rundum glücklicher Mann...
Die Dunkelheit in meinem Körper wird
durch den Aufgang der Sonne aufgehoben
Ich werde nie wieder die herrliche Aussicht
auf Himmel und Land verleugnen und ihre
Anwesenheit ... am Ende der Dunkelheit!*

...
我是一个完全幸福的人

...
我全身的黑暗因太阳升起而解除
我再也不会否认 天堂和国家的壮丽景色
和她的存在...在黑暗的尽头!

Haizi charakterisiert und ironisiert mit diesem Gedicht eine (oder seine?) blinde jugendliche Liebe zu Mao, die auch in den Songs von Cui Jian – Chinas erstem großen Rockstar – immer wieder auftaucht, die, in Aufnahme einer alten Tradition herrscherkritischer Liebesdichtung, die bis auf das *Buch der Lieder* 詩經 *Shijing* zurückgeht, als Liebeslieder konzipiert sind, in denen sich zeigt, dass die warme Sonne, die zunächst so angenehm erschien, viel weniger ein Glück bringender Retter, denn ein gefährlicher Meister ist, die ihren Jüngern tiefe Wunden zufügt und nichts als Leere, Schmerz und Leid, ja eben nicht ein „Ende der Dunkelheit“ hinterlässt.⁵ Während das dichterische Ich noch offen seine Leiden beschreibt, gibt es auch seine eigene Mitschuld am Prozess der Unterwerfung zu: Schließlich ist es doch am

glücklichsten eben in der blendenden, „verdorrten“ Umarmung des „Meisters“, der Sonne, möchte es die Wärme ihrer Hände, ja ihren Kuss doch fühlen? Die Sonne ist schon lange nicht mehr die Lösung, sie ist Teil des Problems.

Werke wie diese können als Hinweis auf die Orientierungslosigkeit einer ganzen Bevölkerung gelesen werden, sie fangen eine Welt ein, die (ab)getrieben wird, ein Volk, das geblendet ist, verloren in Raum und Zeit – durch die sengende Sonne, die in China nie untergeht, aber auch und vor allem durch ihren eigenen Glauben an diese Sonne. Werke wie diese reflektieren damit die enormen Ausmaße, die die Sakralisierung der Sonne – und damit Maos und der Kommunistischen Partei Chinas – seit Gründung der Volksrepublik China genommen hat, sie kritisieren aber nicht nur die Sonne selbst, sondern auch diejenigen, die ihr – ge- und verblendet – weiterhin unhinterfragt folgen: Die ikonoklastische Mahnung geht also in beide Richtungen, gegen das Denkmal und die Betrachter.

Das wird besonders deutlich in einer Serie von Tuschebildern von 2004, bei denen Fang zunächst eine erschreckte Figur zeigt, welche die – hier in der Tuschemalerei ominös dunkelschwarze – Sonne erblickt (Abb. 7a, Fang Lijun „Ink-and-Wash Painting No. 3“) und dabei erkennt, dass sich hinter dieser Sonne oder besser in dieser Sonne eben jene anonymen Fratzen verbergen, die Fangs Bilder bestimmen (Abb. 7b, Fang Lijun „Ink-and-Wash Painting No. 25“). Und wenn also in einem Holzschnitt von 2006 das generische Baby selbst in der Sonne (eingefangen?) erscheint, so projiziert diese Darstellung ebenso unmissverständlich die Sonne auf das Selbst zurück (Abb. 8, Fang Lijun „2005.6.24“).

Werke wie diese, auch wenn sie nicht so prominent im öffentlichen Raum platziert werden wie eine Mao-Statue, können dennoch in ihrer agilen multimedialen Vieldimensionalität – in der sie als künstlerische Produkte, die im chinesischen

Kontext (wie das *Buch der Lieder*) immer bereits auch eine politische Dimension enthalten – genau wie ein riesiges Denkmal invasiv wirken und somit als künstlerische Mahnmale oder Gegen-Denkmale verstanden werden.⁶ Sie verkörpern die Desillusionierung vieler, die nach den von Kampagnen bestimmten Gründungsjahren der Volksrepublik und nach einer Jugend in der Kulturrevolution von den Ereignissen auf dem Platz des Himmlichen Friedens im Frühsommer 1989 maßgeblich geprägt wurden. Diese bilden



Abb. 7a: Fang Lijun, „Ink-and-Wash Painting No. 3“ Tusche auf Papier, 2004

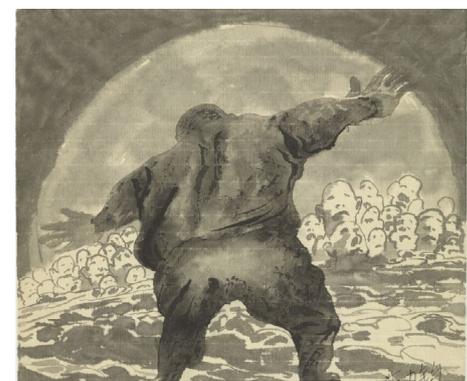


Abb. 7b: Fang Lijun, „Ink-and-Wash Painting No. 25“, Tusche auf Papier, 2004

⁵ Eine ausführliche Diskussion von Cuis sonnenkritischen Songs aus den frühen 1980er Jahren findet sich in Barbara Mittler, *A Continuous Revolution. Making Sense of Cultural Revolution Culture*, Cambridge, Mass. Harvard University Press, Asia Center Series 2012, 104-106.

⁶ Hier beziehe ich mich auf die Diskussion in unserem Kreis von Achim Aurnhammer „Kontextualisierung und Skalierung ikonoklastischen Handelns.“

Zwei Ikonoklasmen im Russland des 20. Jahrhunderts

Der revolutionäre Denkmalsturz, der das zaristische Russland heimsuchte, und der Denkmalsturz, der die Sowjetära beenden sollte, sind Ikonoklasmen mit unterschiedlicher Motivation. Der erste folgt derjenigen der französischen Revolution: Beseitigung eines politischen Systems; der zweite zeigt sich als Versuch, eine negative Periode der russischen Geschichte zu überdecken und eine vorsowjetische wiederzugewinnen.

I. Lenin, der eine strikte Denkmalpolitik verfolgte, ließ 1918 (zusammen mit Lunatscharski und Stalin) eine „Monumentalpropaganda“ dekretieren, die den Abbau zaristischer mit dem Aufbau sozialistischer Monumente verbinden sollte. Die Agitation durch optische Effekte war das eine Ziel dieses Dekrets, das andere die Entscheidung darüber, ob ein Denkmal, Emblem oder Bild aus zaristischer Zeit bewahrt oder entfernt werden sollte: Historisch und ästhetisch Wertvolles war zu bewahren. Lenin favorisierte hier ein Erbekonzept, das an jenes anzuschließen schien, das gegen die Zerstörungsaktionen während der französischen Revolution von Joseph Lacanal und Abbé Grégoire, prominenten Befürwortern der Revolution und gleichzeitig Bewahrern nationalen Kulturguts, mit Nachdruck propagiert wurde. In diesem Sinne verurteilte auch Lenin mit scharfen Worten spontane, unkontrollierte Denkmalstürze einer durch Parolen aufgeputschten Menge (wie man sie aus Filmen von Sergej Eisenstein und Dziga Vertov, fotografischen Aufnahmen und aus Bildern des Augenzeugen und Malers Ivan Vladimirov kennt), konnte aber nicht verhindern, dass die von der Ausrufung des „Roten Terrors“ agitierte Menge planlose Verwüstungen veranstaltete. Der im Dekret verordnete Umgang mit den Denkmälern war hingegen von einer Wechselbeziehung zwischen Zerstörung und Konservierung geleitet, was auch die beiden großen Petersburger Denkmäler, Falconets Reiterstandbild Peters I. und Montferrands Alexandersäule, betraf, die als historisch und ästhetisch bedeutsame nicht tangiert wurden.

Bei dem am 1. Mai 1918 erfolgten ersten Denkmalsturz spielte Lenin als tonangebender Teilnehmer an dieser Aktion eine eher ‚unkontrollierte‘, nachgerade emotionale Rolle, wie aus Aufzeichnungen des diensthabenden Kremlkommandanten hervorgeht. Das Objekt, als „eines der hässlichsten“ von ihm apostrophiert, war ein in Kreuzform gestaltetes Denkmal, das dem Großfürsten Sergej Aleksandrovič am Orte seiner Ermordung von Viktor Vasnevov – einem Vertreter der „Kirchlichen Moderne“ – auf einem Podest errichtet worden war (Abb.1). An just derselben Stelle ließ Lenin für den Attentäter Ivan Kaljaev, „den Sieger über einen der widerlichsten Vertreter der Romanovs“, ein Denkmal errichten, das wegen Materialschwäche kurz danach kollabierte. 2017 veranlasste Vladimir Putin, dass das nachgebaute Denkmalkreuz wiederum am selben Ort aufgestellt und in seinem Beisein und dem des Patriarchen feierlich eingeweiht wurde, womit dessen imperiale und religiöse ‚Funktion‘ gleichermaßen zur Geltung kam.

Der 1918 einsetzende Abbau des Kreml-Denkmals Alexanders II. hielt sich strikt an das Dekretprogramm. Es ging um einen Architekturkomplex, in dessen Zentrum das Standbild des „Zar-Befreiers“ stand, eines Zaren, der die Leibeigenschaft aufgehoben hatte, wegen seines Zögerns aber, weitere soziale Reformen durchzuführen, 1881 von radikalen Revolutionären getötet worden war. Der geplante, nahezu geregelte, handwerklich aufwendige, Jahre dauernde Abbau der gigantischen, dem Imperator gewidmeten Denkmalanlage hatte theatralische, Schaulusti-

ge einladende Qualität; wild-spontanes Handeln spielte hier offenbar keine Rolle. Nicht anders verhielt es sich beim Abbau des Denkmals Alexanders III. Diese präzise und sorgsam erfolgten Zerlegungsakte werden für die Zeitgenossen einen erinnernden Blick kaum verhindert haben: In der Tilgung der in den imperialen Denkmälern verkörperten politischen Vergangenheit wurde sie quasi nochmals aufgerufen. Die Entstehung (oder Verordnung) eines neuen kollektiven Gedächtnisses (das ohnehin nur ein partiales sein konnte) hat das vorrevolutionäre nicht zu löschen vermocht. Die zeitgenössischen Kommentare zu ikonoklastischen Vorgängen dieser Art machen das deutlich und veranlassen zugleich, nach den Funktionen von Denkmälern im öffentlichen Raum zu fragen, die entweder konkreten Personen gewidmet sind oder nationale Ideen symbolisieren. Das dem Sprachzeichen gewidmete Kommunikationsmodell (Karl Bühler), in dem neben der Appellfunktion auch die Darstellungs-



Abb 1.: Denkmal für Großfürst Sergej Aleksandrovič im Kreml 1908, Quelle: Illustrierte, literarische und humorvolle Wochenzeitschrift "Iskra". Foto: VLADNES, gemeinfrei

funktion und die Ausdrucksfunktion ihre Rolle spielen, erscheint als brauchbares Modell, um zwischen personalisierten Denkmälern und anonymen bzw. abstrakten zu unterscheiden, die auf unterschiedliche Weise Affekte auslösen – von solchen der Empathie (Denkmalkult) bis zu solchen der tätlichen Aggression. Die Zerstörung von Denkmälern und deren Errichtung sind gleichermaßen Kulturtechniken, deren historischer Wandel nahelegt, nach Modellen zu fragen, die traditionsbildend sind und danach, ob eine Ablösung der Modelle (ein ikonoklastischer Paradigmenwechsel) auszumachen ist. Der russische Ikonoklasmus lässt einen solchen nicht erkennen: Der *krasnyj terror* (Rote Terror) beerbt die *grande terreur*.

Nach 1918 folgte in Russland auf die Beseitigung der imperialen Denkmäler die Errichtung ‚revolutionärer‘; nach 1990 ermöglichte die Entfernung der letzteren den Wiederaufbau der vorrevolutionären. Es sind dies miteinander verflochtene, zwei Phasen russischer Geschichte repräsentierende ikonoklastische Handlungen. D.h., die Aufeinanderfolge von Destruktion, Konstruktion und Rekonstruktion macht die spezifische Dynamik der russischen Ikonoklasmus-Geschichte im 20. Jahrhundert aus. Ein prominenter Fall, der dies nachhaltig belegt, ist der der Moskauer Christ-Erlöser-Kathedrale, der die präsovjetsche Periode mit der sowjetischen und diese mit der postsowjetischen zu verbinden scheint. Spektakulär war 1931 die Sprengung dieses gewaltigen 1883 errichteten architektonischen Komplexes (Abb. 2a), auf dessen Baugrund ein überdimensioniertes Lenindenkmal erstellt werden sollte (letzteres blieb ein imaginiertes Konstrukt, das auf Entwürfen zu sehen ist). Stattdessen wurde die frei geräumte Fläche für den Bau eines öffentlichen Schwimmbads ausgebaggert. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion führte der Plan einer Wiedererrichtung dieses für die neue Ära in seiner Bedeutung unverzichtbaren kirchlichen Gebäudes zur Liquidierung des Schwimmbads. Nach aufwendiger Bauperiode wurde eine zweite Christ-Erlöser-Kathedrale (exakt nach dem Muster der ersten) Ende 1999 auf dieser Fläche errichtet: Christ-Erlöser-Kathedrale/ Schwimmbad/ Christ-Erlöser-Kathedrale ist die Geschichte zweier auf demselben Baugrund sich vollziehender Ikonoklasten (Abb. 2a und 2b).

II. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion entwickelten sich unterschiedlichen Interessen geltende Aktivitäten: zum einen die Entfernung sichtbarer Spuren der Repräsentanten der zu überwindenden Sowjetära, zum andern die Wiederherstellung der im revolutionären Ikonoklasmus beseitigten Gedenkstätten, an der sich kirchliche und staatliche Institutionen beteiligten. Formen der ‚Bewahrung‘ (den Ikonoklasmus mildernd) bildeten sich ebenfalls heraus: Denn der im Zuge der

sog. Dekommunisation (dekkommunizacija) verordnete Sturz der politischen Machthaber von Sockeln und Postamenten bedeutete einerseits deren tatsächliche Zerstörung, andererseits ließ er die Einrichtung von Freilichtmuseen und Statuenparks zu, in die Denkmäler verbracht werden konnten – statt Zertrümmerung Translozierung. Dieses Verfahren bedeutete Entfernung vom Ehrenplatz, Außerkraftsetzen (oder Suspendierung) der primären Funktion des Denkmals bei gleichzeitiger Aufrecht-

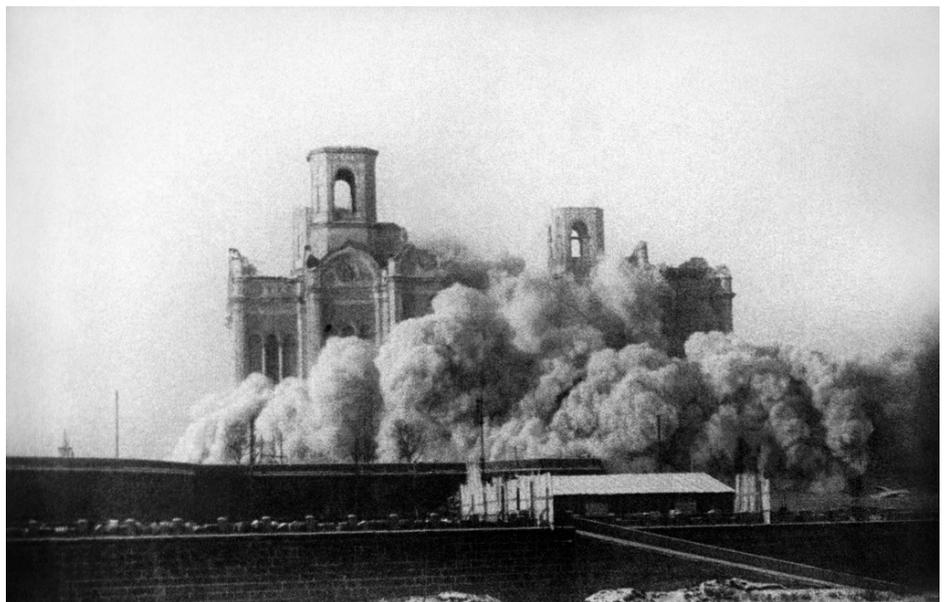


Abb. 2a: Sprengung der Christ-Erlöser-Kathedrale im Dezember 1931, Standbild aus einer alten Filmaufnahme (www.youtube.com/watch?v=YFlx55OANg8)

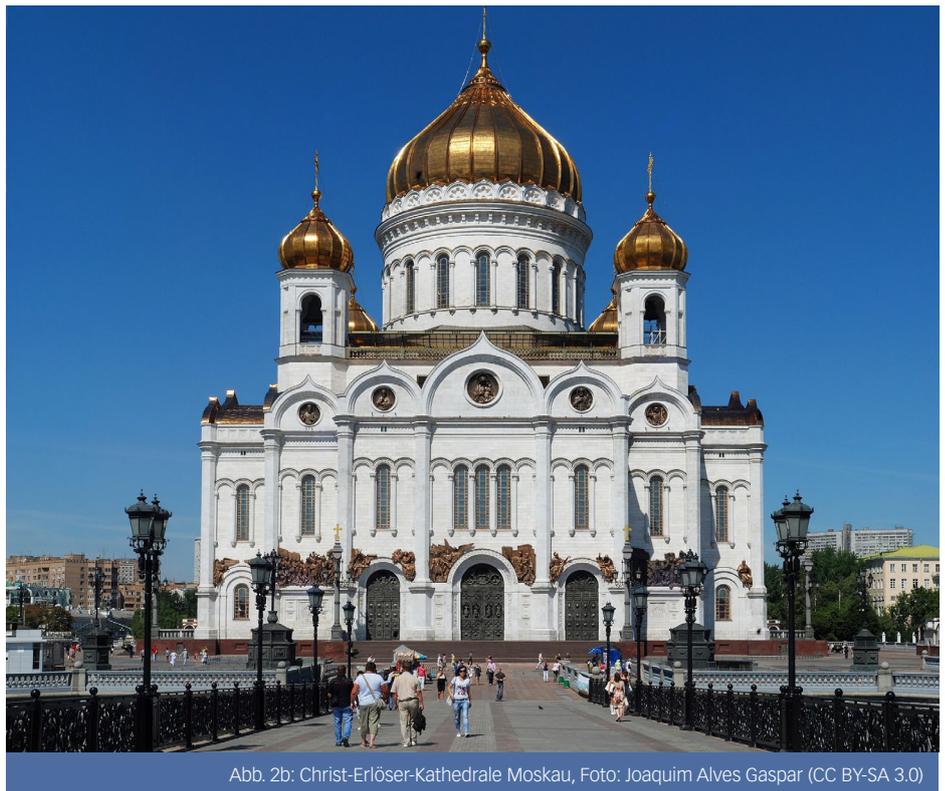


Abb. 2b: Christ-Erlöser-Kathedrale Moskau, Foto: Joaquim Alves Gaspar (CC BY-SA 3.0)



Abb. 3a: Am 23. August 1991 wurde das Denkmal von Feliks Dzierzynski vor der Lubjanka demontiert. Foto: Igor Mikhalev/Sputnik

erhaltung seiner Sichtbarkeit. Translozierung ist zugleich Aufgabe der „Aura“, die der ursprüngliche Ort dem Denkmal verlieh – Semantik des Ortes und Denkmal sind verbunden. Der neue – oder falsche – Ort erlaubt, die versetzten Denkmäler als nostalgischen Fetisch, als historisches Dokument, als Touristenattraktion wahrzunehmen. Ein prominentes Beispiel ist die auf stattlichem Podest errichtete Statue des Gründers der Geheimpolizei, der berühmten Tscheka, und Wegbereiters des Gulags, Feliks Dzierzynski, die als erste nach dem Ende der Sowjetunion vom Platz vor der Lubjanka, Gefängnis und Exekutionsgebäude in einem, entfernt wurde und nach Zwischenstationen unversehrt in den Statuenpark gelangte (Abb. 3a und 3b).

Die Denkmalfrage ist im postsowjetischen Russland mit dem des kulturellen Erbes verbunden, das ein zweigeteiltes ist: Zum einen geht es um die Rekonstruktion von Denkmälern aus zaristischer Zeit (bei deren Einweihung Vladimir Putin in Begleitung Hoher Geistlichkeit zugegen ist), zum andern um die von den Alt- (und Neo-) Kommunisten geforderte Wiederaufstellung ‚ihrer‘ Denkmäler, also das sowjetische Erbe. Inzwischen zeigen sich allerdings Annäherungen dieser beiden Erbe-Konzepte: Man erfährt von restaurativen Tendenzen politischer Akteure, die das zaristische Imperium

mit dem Sowjetreich in einem gemeinsamen Geschichtsbild zu verknüpfen suchen. Aber es gibt eine weitere Position, die sich radikal von den genannten absetzt: Es ist diejenige der Menschenrechtsorganisation Memorial, der an einem radikalen Ikonoklasmus gelegen ist. An vielen Orten sind Lenin- und Stalindenkmäler sowie Denkmäler vieler Politgrößen keineswegs demontiert worden, sondern stehen weiterhin unbeschadet an prominenten Plätzen und lassen die Verbrechen der Sowjetära als ein quasi normales Geschehen der Vergangenheit erscheinen. Allerdings wehrt sich Memorial gegen einen Ikonoklasmus besonderer Art, der in vielerlei Hinsicht die dem Gulag-Geschehen geltende Aufklärungsarbeit behindert. Als letztlich ikonoklastisch funktionieren die Unterdrückung von unzensuriert auftauchenden Bildern (Fotos von aufgefundenen Massengräbern und Hinrichtungsstätten aus der Zeit der Gulag-Verbrechen) und die erhebliche Erschwerung der Aufklärungsarbeit, der sich die Organisation verschrieben hat: Die in der Gulag-Welt Umgekommenen bleiben Opfer einer *damnatio memoriae*, wenn deren *restitutio* verhindert wird.

Renate Lachmann
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse



Abb. 3b: Denkmal von Feliks Dzierzynski im Skulpturenpark Moskau. Foto: Andreykor (CC-BY-SA-3.0)

Ikonoklasmus in Europa und in China

1. Zwei Typen von religiösem Ikonoklasmus

Zwei Typen lassen sich Innerhalb eines religiös motivierten Ikonoklasmus unterscheiden: ein Ikonoklasmus von Religionen oder Religionsgemeinschaften, die sich gegenseitig bekämpfen, und ein Ikonoklasmus, der sich gegen Religion *per se* richtet.

In monotheistisch geprägten Gesellschaften finden wir vor allem den ersten Typ. Zu den frühesten ikonoklastischen Zerstörungen im Abendland gehören die des byzantinischen Kaisers Konstantin V (741-775). Seine Aktionen zielten vor allem auf die Klöster, deren Reichtum dem Staat nicht zu Gute kam, doch die Religion selbst war dabei nie in Frage gestellt. Vielerorts wurden zerstörte Ikonen und Mosaik durch Kreuze ersetzt.¹ Auch Bischof Claudius von Turin, der von 817 bis zu seinem Tod 827 Ikonoklasmus propagierte und praktizierte, be-

trachtete sich als treuen Diener der Kirche. Zu den bekannten Beispielen von späterem Ikonoklasmus im Christentum gehören die Zerstörung der Ausstattung von katholischen Kirchen durch Calvinisten im 16. Jahrhundert oder die Aktionen von Hernán Cortéz in der Neuen Welt seit 1520. Auf einem mexikanischen Ölgemälde von 1698 ist dargestellt, wie Cortéz befiehlt, die Götzenbilder der Azteken zu zerschlagen und mit einer Fackel in Brand zu setzen (Abb. 1). Im Hintergrund ist eine Galeone zu sehen. Wie alle Ikonoklasten wollten die Spanier damit die den Kultbildern innewohnende und von ihnen ausgehende Wirkmacht zu nichtemachen, um sie dann durch christliche Kultbilder zu ersetzen.

Aus unserer Zeit steht uns noch die Zerstörung der buddhistischen Kolossalfiguren in Bamiyan im Jahr 2002 vor Augen (vgl. Abb. 2). Sie war eine Tat der monotheistischen Eiferer der islamischen Taliban, doch wie

so oft spielten dabei auch politische Motive eine Rolle.² Erstaunlicherweise billigte bereits Goethe in seinem *West-östlichen Divan* eine frühere Zerstörung der Gesichter und Arme eben dieser, wie er schreibt "verrücktesten Götzen in riesenhafter Größe" durch den muslimischen Eroberer Mahmud von Gasna (971-1030), der sich stolz Götzenstürmer nannte, und den Goethe deshalb bewunderte. Goethe kannte allerdings gar keine Bilder der Statuen in Bamiyan und wusste nicht, dass sie Buddhas darstellten, sondern er glaubte, sie seien hinduistische Figuren, die er verachtete.³

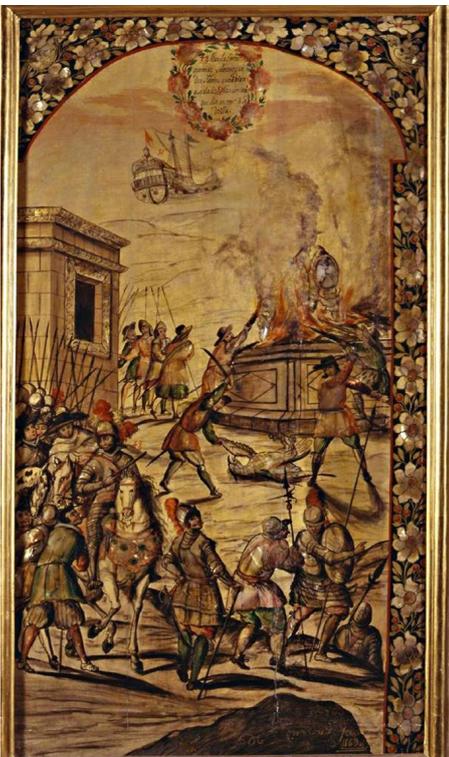


Abb. 1: Die Zerstörung von Tenochtitlan. Miguel und Juan Gonzalez. Öl auf Leinwand, auf Holz aufgezogen. Perlmutterrahmen, 97 x 53 cm. 1698. Foto: Joaquín Otero Úbeda, Museo de América. Madrid

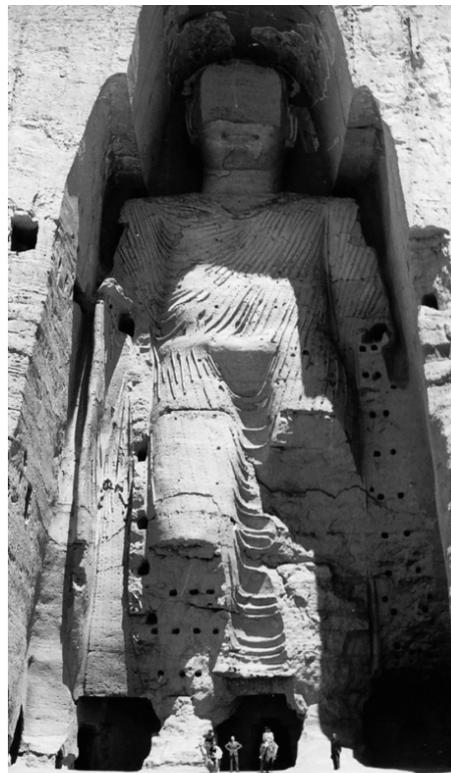
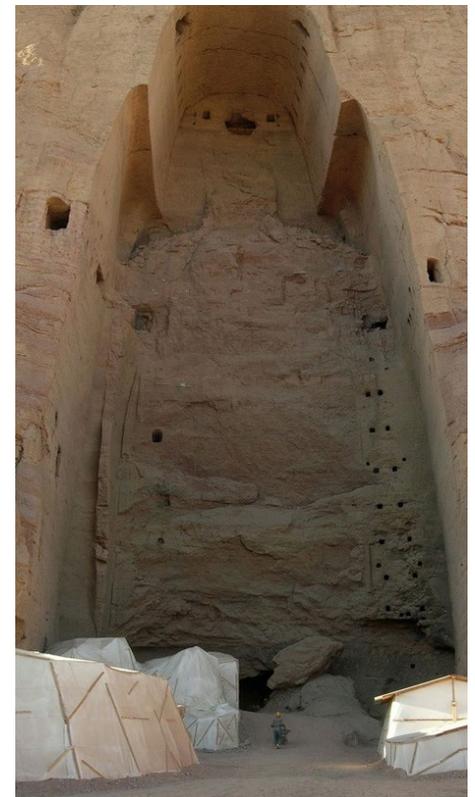


Abb. 2: Die größere der beiden riesigen Buddha-Statuen in Bamiyan vor und nach der Zerstörung. Das linke Foto stammt aus dem Jahr 1963, das rechte aus dem Jahr 2008. Die Statue war 53 Meter hoch



1 Hermann Parzinger, *Verdammt und Vernichtet*, München 2021, pp. 69, 76.

2 Die Gemengelage der Motive ist analysiert bei Parzinger 2021, pp. 255-263.

3 Goethe, Johann Wolfgang von, *West-östlicher Divan*. Stuttgart, 1819, 269, 295. https://www.deutschestextarchiv.de/book/view/goethe_divan_1819/?hl=Bamian&p=279. Sieh auch Norbert Mecklenburg, Goethes ambivalentes Orientbild. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 4.1.2003. <https://www.nzz.ch/article8LAV9-1.194788>

2. In China dominiert der religiöse Ikonoklasmus des Staates

Zwar gibt es auch in China ikonoklastische Aktionen zwischen Religionsgemeinschaften, aber die meisten ikonoklastischen Aktivitäten gingen vom Staat aus und richteten sich gegen Religion als solche. Ein Beispiel gab es im 6. Jahrhundert, als China politisch geteilt war und ein Kaiser Wu (561 – 578) die Nördliche Zhou Dynastie regierte. Es stellte sich damals die Frage, ob der Buddhismus für die erstrebte Wiedervereinigung des Reiches behilflich oder hinderlich sei. Kaiser Wu war von letzterem überzeugt und setzte eine fanatische Buddhistenverfolgung in Gang. Seine Gründe waren, wie die der byzantinischen Kaiser zwei Jahrhunderte später, vor allem wirtschaftlicher Natur: Mönche zahlten keine Steuern, sie leisteten keinen Militärdienst und in den kupfernen und goldenen Statuen in ihren opulenten Klöstern war zu viel unproduktives Kapital gebunden. Doch während in Byzanz die Daseinsberechtigung der Kirche nie in Frage gestellt wurde, wollte der chinesische Kaiser den Buddhismus vernichten. Er machte die Mönche zu



Abb. 3: Zerschlagene buddhistische Figuren, ausgegraben im Longxing Kloster, Qingzhou, Shandong. Quelle: Fan Di'an (ed.), *Smashed and Reassembled*. Shijiazhuang 2016, p. 2

Soldaten, um mit seiner derart gestärkten Armee das Reich wiedervereinigen zu können. Alle metallenen Kultbilder wurden eingeschmolzen und daraus Münzen geprägt. Die Kultbilder aus Stein wurden zerschlagen und in Gruben versenkt.

In den 1990er Jahren wurden aus einer Grube Hunderte von Fragmenten wieder ausgegraben (Abb. 3). Ihre originale Poly-

chromie ist noch erhalten und so geben sie uns eine Vorstellung davon, wie farbig diese Skulpturen ursprünglich waren – wie ja auch die Skulpturen der Antike (Abb. 4).

Noch radikaler war dann die antireligiöse Kampagne des Staates seit 844, von der sich der Buddhismus nie mehr vollständig erholt hat. Auch in der Kulturrevolution der 1960er Jahre richtete sich die Feindseligkeit der Roten Garden gegen die Religion als solche. Auf einem Plakat mit dem Slogan: „Die alte Welt zerhacken, die neue Welt schaffen“ zertrampelt ein Rotgardist unter seinem Fuß ein Bild von Christus am Kreuz, aber auch eine Buddha-Figur (Abb. 5).



Abb. 4: Farbige gefasste Bodhisattva Figur. Ausgegraben im Longxing Kloster, Qingzhou, Shandong, 6. Jahrhundert



chineseposters.net

Abb. 5: Die alte Welt zerhacken, die neue Welt schaffen. Holzschnitt-Kampfbrigade der Zentralen Kunstakademie, Peking, April 1967

3. In Europa war die Ablösung eines religiös motivierten durch einen politisch motivierten Ikonoklasmus von China beeinflusst

Bevor wir nun zur steilen dritten These kommen, sei der geneigte Leser daran erinnert, dass es das Heft der *Athene* in seiner Hand nicht gäbe, wenn die Chinesen nicht schon um Christi Geburt das Papier erfunden hätten, und dass er darin nur lesen kann, weil in China auch die Drucktechnologie entwickelt wurde. Und wenn er bei der Lektüre Kaffee oder Tee aus einer Porzellantasse nippt, nutzt er ein Hightech-Massenprodukt, dessen Herstellung die Europäer im 18. Jahrhundert durch Industriespionage von China gelernt haben.

Doch China war in Europa nicht nur durch seine materielle Kultur und seine technischen Errungenschaften präsent, sondern es wirkte auch auf soziale Institutionen und philosophische Diskussionen. Bei der Schaffung des modernen Beamtentums in England und Frankreich im 17./18. Jahrhundert standen die chinesischen Beamten Pate. Sie wurden seit Jahrhunderten durch schriftliche Staatsexamina, die im Prinzip jedem offen standen, rekrutiert und verwalteten das Reich.⁴

Als in der Mitte des 17. Jahrhunderts der Jesuiten-Missionar Martino Martini (1614-1661) in Europa eine genaue, Jahrtausende zurückreichende Chronologie der chinesischen Herrscher bekannt machte, löste dies Diskussionen über die Gültigkeit der in der Vulgata angegebenen Zeiten seit der Erschaffung der Welt und speziell über den chronologischen Ankerpunkt der Sintflut aus.⁵ Die damit verbundene Relativierung der biblischen Autorität ging ein in die Debatten der Aufklärung.⁶

Ein weiterer Punkt betraf das Verhältnis von Kirche und Staat. Deren Auseinandersetzung bestimmte seit dem Mittelalter in

hohem Masse die Geschichte Europas. China kannte diesen Antagonismus nicht. Zwar eignete auch dem Kaiser als Sohn des Himmels eine religiöse Aura, doch es gab keine kirchliche Institution, die ihm hätte Paroli bieten können. Einen Gang nach Canossa hat kein chinesischer Kaiser je angetreten. Die Trennung von Kirche und Staat, die sich nach dem Mittelalter in Europa angebahnt hatte, erfuhr einen Schub durch die Berichte der in China tätigen Jesuiten-Missionare. Sie waren auch diejenigen, die die Kenntnisse über das chinesische Beamtentum und das Alter der chinesischen Geschichte nach Europa vermittelten. Nach ihren Schilderungen stützte sich der Staat in China auf die weitgehend bilderlose konfuzianische Doktrin und kam ohne Religion aus. Schon der Missionar Nicolas Trigault (1577–1628) hatte „superstitions dans le peuple, matérialisme et athéisme chez les Lettrés“ konstatiert.⁷ Les Lettrés waren eben jene gebildeten Verwaltungsbeamten.

Leibniz (1646-1716), sicher einer der besten Chinakenner seiner Zeit, sah in China eine natürliche Theologie am Werke und war überzeugt, dort „die platonische Idee vom Staat der Philosophen unmittelbar verwirklicht zu finden.“⁸ Der Aufklärer Voltaire (1694-1778), einer der größten Bewunderer Chinas, war begeistert von der Vorstellung, dass es in China eine natürliche, von Religion unabhängig Moral gäbe. Sein Gewährsmann war der Jesuit Jean-Baptiste Du Halde (1674 - 1743), der in Paris die ersten Jahrgänge der *Lettres édifiantes et curieuses* herausgegeben hatte, in denen die Jesuiten von 1702-1776 ihr Wissen über China in Europa bekannt machten. Sie schilderten China als rational und deistisch, in der Hoffnung es deshalb für das Christentum gewinnen zu können.⁹ Doch gerade damit katalysierten sie in Europa Prozesse, die schon länger eingesetzt hatten und leisteten ungewollt der religionskritischen Aufklärung Vorschub. Deren kirchenfeindliche Denker fanden in China Inspiration und

Legitimation. Und das bringt uns zurück zu den Typen des Ikonoklasmus.

Am 10. August 1793 wurden in Saint-Denis die Gräber der französischen Könige geöffnet und zerstört. Den Figuren in den Königsgalerien der Kathedralen wurden damals die Köpfe abgeschlagen. Diese ikonoklastischen Aktionen richteten sich in erster Linie gegen die Monarchie und den Kirchenadel. In deren Symbiose sahen die Revolutionäre einen entscheidenden Grund für die Krise des Ancien Régime und forderten, dass sich der Staat von der Religion unabhängig machen müsse. Ihr Ikonoklasmus wandte sich also, wie schon in China, gegen Religion *per se* und nicht mehr gegen eine bestimmte Richtung innerhalb einer Religion.

Seit dieser Zeit ist in Europa religiöser Ikonoklasmus selten geworden; stattdessen hat der schon im Altertum oft als *damnatio memoriae* praktizierte politische Ikonoklasmus überhandgenommen. Und einer der Gründe für den atavistischen, immer noch religiös motivierten Ikonoklasmus des IS und der Taliban ist der, dass es im Islam keine Epoche der Aufklärung gegeben hat.

Lothar Ledderose
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

4 Têng, Ssu-yü, „Chinese Influence on the Western Examination System.“ *Harvard Journal of Asiatic Studies* (September 1943, Vol. 7, No. 4), pp. 267-312.

5 Pinot, Virgile, *La Chine et la formation de l'esprit philosophique en France (1640-1740)*. Thèse présentée à la Faculté des Lettres pour le Doctorat ès-Lettres. Paris, 1932, pp. 214-215, 299-302.

6 Standaert, Nicolas, „Comprehensive Histories in Late Ming and Early Qing: The Genealogy of the *Gangjian* 綱鑑 Texts.“ *Bulletin of the Museum of Far Eastern Antiquities* 79/80 · 2018, pp. 245-334, hier 306.

7 Nach Pinot, 1932, pp. 5, 426 ff.

8 Rita Widmaier (Hg.) *Leibniz korrespondiert mit China. Der Briefwechsel mit den Jesuitenmissionaren (1689-1714)*. Frankfurt am Main 1990, p. 274.

9 Pinot, 1932, pp. 278-280.

Kopf ab, Kant!?! Stürmische Zeiten für Bilder

Im Sommer 2018 rauschte eine Meldung durch den deutschen Blätterwald: Immanuel Kant, der Königsberger Philosoph der Aufklärung, war *in effigie* verunglimpft worden. Angestiftet von Militärkreisen verschmiereten russische Nationalisten das Denkmal des großen Gelehrten mit rosa Farbe. Zur gleichen Zeit wurde auch Kants Grab im Domchor von Königsberg besudelt. Sie nannten sich „Unbekannte Patrioten“, protestierten dagegen, dass der Flughafen von Kaliningrad den Namen eines Deutschen tragen solle, einer, der unverständliche Bücher schrieb, die heute doch kein Mensch mehr lese. Die Studierenden der Kaliningrader Universität, die sich für Kant einsetzten, wurden aufgefordert, sich von jenem deutschen „Verräter“ zu distanzieren.

Zwei patriotische Alternativen standen für die Namensgebung zur Auswahl: Alexander Wassiljewski, der Feldmarschall der Sowjetunion, der Kaliningrad am 9. April 1945 in der Schlacht um Ostpreußen der Deutschen Wehrmacht entrissen hatte, sowie die Zarin Elisabeth Petrowna. Die Entscheidung zu Gunsten der Letzteren traf Wladimir Putin persönlich. So ist denn seit 2019 der Aeroport Chrabrowo Elisabeth Petrowna nach einer natürlichen Tochter Peters des Großen benannt, die sich vom Militär an die Macht hatte putschen lassen. Religionspolitisch versuchte Elisabeth durchzusetzen, dass alle Moslems aus dem Zarenreich zwangsweise zu christianisieren seien; die Juden hingegen, als Feinde Christi, seien per Dekret im Jahr 1742 aus Russland auszuweisen.

Zwei Jahre später, im Gefolge der weltweiten Proteste nach dem gewaltsamen Tod von George Floyd am 25. Mai 2020 in Minneapolis, Minnesota, geriet Immanuel Kant auch von linker Seite ins Visier. Man erinnerte sich seiner Vorlesungen über Völkerkunde, die rassistisch grundiert seien. Auf diesen Fall kommen wir später noch zurück. Im Moment gilt es nur, eine Tatsache festzuhalten: Bilderstürme sind politisch unspezifisch. Der Wind kann von rechts wie von links wehen.



Denkmal von Immanuel Kant, Kaliningrad (ehemals Königsberg), Replik von Harald Haacke (1992) nach dem Original von Christian Daniel Rauch (1864), das seit 1945 verschollen ist. Foto: privat

Im Gefolge der Proteste von *Black Lives Matter* nach dem Mord von George Floyd durch den Polizisten Derek Chauvin kam es zu Bilderstürmen in den USA an Personendenkmälern der amerikanischen Kolonialgeschichte. Prominentestes Opfer war Christoph Kolumbus, der Entdecker Amerikas, der die Kolonisierung des Doppelkontinents und damit den Völkermord an den indigenen Völkern eröffnete. In Baltimore, Maryland, war ein Obelisk zu Ehren von Kolumbus aus dem Jahr 1792 bereits 2017 nach einem Aufruf über *YouTube* von Aktivisten zerstört worden. Am Nationalfeiertag des 4th of July 2020 wurde dann auch die Kolumbusstatue von Baltimore im Becken des alten Hafens versenkt, eine relativ neue Skulptur aus dem Jahr 1984, eingeweiht vom damaligen Präsidenten Ronald Reagan. Um die gleiche Zeit köpften Protestierende die Kolumbusstandbilder von Yonkers, NY, und Boston, Massachusetts, wonach die Überreste der Skulpturen von der Stadtverwaltung beseitigt wurden. Denkmalsstürze ereigneten sich auch in St. Paul, Minnesota, und Richmond, Virginia. In New Haven, Connecticut, und Chicago, Illinois, kamen die Bürgermeister einem Ikonoklasmus zuvor und beseitigten die gefährdeten Statuen. Dasselbe geschah auch in Columbus, Ohio, eine Stadt, die den Namen des genuesischen Entdeckers trägt. Die Kommune besitzt gar drei Kolumbusstatuen, sie wurden von der Stadtverwaltung ins Depot überführt.

Was kann aus denkmalpflegerischer Sicht zur Verteidigung von politisch missliebigen Statuen ins Feld geführt werden? Davon sei die Rede in der Schlussbetrachtung. Beschränken wir uns zunächst auf die Argumente der Anklage. Unbestritten haben die Entdeckungsreisen von Kolumbus großes Leid in den betroffenen Völkern herbeigeführt. Der Ehrentitel eines *Entdeckers* ist unbedingt zu hinterfragen. Kolumbus war kein von Wissenschaft geleiteter Gelehrter wie Alexander von Humboldt, dem Forschungsreisenden im Geist des deutschen Idealismus. Die Entdeckung der Inseln im Golf von Mexiko war letztlich unbeabsichtigter Beifang im Rahmen ganz anderer,

handfest kommerzieller und kolonialer Interessen. Im Auftrag von Isabella und Fernando von Kastilien und Aragón galt es, einen günstigen Seeweg zu den Handelshäfen im indischen Subkontinent zu finden. Seinen königlichen Sponsoren machte er die Expeditionen schmackhaft mit der Aussicht auf die Ausbeutung von Gold- und Silberminen sowie die Ausdehnung des einträglichen Sklavenhandels. Die Saat kolonialer Gier ging umgehend auf. Eine Generation nach Kolumbus trat Bartolomé de Las Casas sein Amt als erster spanischer Bischof von Mexiko an. Der fromme Dominikaner erteilte den kreolischen Latifundisten seinen Segen der katholischen Kirche für den Sklavenhandel aus Afrika.

Die Gründe gegen eine unbesehene Ehrung von Kolumbus als Pionier des Kolonialismus sind erdrückend. Im Umgang mit missliebig gewordenen Autoritäten kennt die abendländische Kulturgeschichte eine über 1600-jährige Tradition: den Ikonoklasmus. Beschreiben wir jene stürmischen Zeiten für Bilder, um die aktuellen Denkmalstürze im Licht jener vergangenen Ereignisse einordnen zu können.

Wir, Erben der Terreur

Die europäische Kultur ist traditionskritisch, sie hat einen Hang zu epochalen Häutungen. Wie in keiner anderen Hochkultur gehört der Ikonoklasmus zur DNA des Abendlandes. Fünf gewaltsame Bilderstürme haben sich in Europas Gesicht als Narben eingepägt: die Schändung römischer Tempel durch frühchristliche Fanatiker seit dem 4. Jahrhundert; der Bilderstreit im byzantinischen Reich bis zur Beilegung im Jahr 787 unter der Regentschaft der Kaiserwitwe Irene (752 – 803); die Bilderstürme zur Reformationszeit im 16. Jahrhundert; Vandalenakte an Kirchen und die Schändung der Königsgräber zur Zeit der *Terreur* um 1793; Bücherverbrennungen und die Enteignung *Entarteter Kunst* im Nationalsozialismus, dem postwendend nach dem Untergang des *Dritten Reichs* die Beseitigung der Nazi-Symbole folgte.

Am 21. Januar 1793 starb Ludwig XVI. von Frankreich unter der Guillotine. Mit seiner Enthauptung wurde nicht nur der natürliche Mensch, Louis de Bourbon, hingerrichtet, sondern die Institution, für die sein Kopf stand. Die *Terreur* begnügte sich nicht mit dem Oberhaupt der herrschenden Familie; die ganze Sippe sollte mit Stumpf und Stil, buchstäblich bis auf die Knochen, ausgemerzt werden. Anfang August 1793 beschloss der Wohlfahrtsausschuss die Liquidierung von Marie-Antoinette und ihren Kindern – gleichzeitig mit der Zerstörung der Grablege von St-Denis. „La main puissante de la République doit effacer impitoyablement ces épitaphes superbes et démolir ces mausolées, qui rappelleraient encore des rois l'effrayant souvenir.“¹ Alle Gräber wurden geöffnet und die Gebeine der Königinnen und Könige Frankreichs in zwei Massengräbern verscharrt. Bei aller summarischen Exekution – man nahm es genau: Auf einen Haufen kamen die Valois, auf den andern die Bourbons. Die Metallteile der Gräber wurden entfernt und eingeschmolzen, um daraus Gewehrkugeln zu gießen. Die *damnatio memoriae* war fast perfekt. Als die Gebeine nach der Restauration 1815 in der Kathedrale von St-Denis wieder bestattet werden sollten, wurden die Massengräber erst nach tagelangen Suchaktionen wiedergefunden. Da die einzelnen Gebeine individuell nicht mehr zugeordnet werden konnten, kamen die sterblichen Überreste in ein Gemeinschaftsgrab.

Einen Monat nach den Körpern der Königsfamilie wurden die Bilder von gekrönten Häuptionen exekutiert. Am 23. Oktober 1793 beschloss die *Commune* die Zerstörung der „gothiques simulacres des rois de France“,² jene 28 Königsgestalten an der Westfassade von Notre-Dame in Paris, errichtet um 1220 in der Galerie über dem Westportal. Streng ikonografisch verkörpern die Figuren zwar die biblischen Könige von Juda, im Volksmund galten sie aber als Könige Frankreichs. Die Architektur der Kathedralen schlug allerdings eine Brücke von der leiblichen zur religiösen Legitimität der Karolinger und Kapetinger, der Häuser Valois und Bourbon auf einen Stammbaum hin,

1 Zit. nach Elizabeth A. R. Brown: Saint-Denis, la basilique, mit Fotografien von Claude Sauvageot, Reihe: Le ciel et la pierre, aus dem Englischen ins Französische von Divina Cabo, Auxerre 2001, S. 442.

2 Zit. nach Adolf Reinle: Das stellvertretende Bildnis, Plastiken und Gemälde von der Antike bis zum 19. Jahrhundert, Zürich und München 1984, S. 77.



Abb. 2: Hubert Robert: La violation des caveaux des rois dans la basilique de Saint Denis, 1793, Musée Carnavalet

der in der Bibel wurzelte. Doch erst das 18. Jahrhundert deutete die Königsfiguren an mittelalterlichen Kirchen als individuelle Porträts historischer Herrscher. Seine Könige in den Bildwerken wiederzuerkennen, konnte die Betrachter mit patriotischem Stolz, aber auch mit revolutionärem Hass erfüllen. Letzterer führte zu einem Bildersturm auf gekrönte Figuren an Frankreichs Kirchen.

Die Skulpturen in der Königsgalerie von Notre-Dame de Paris wurden enthauptet, bevor man die Körper zu Baumaterial zermahlte. Die Köpfe waren 1796 von Joseph Lakanal (1762 – 1845) ersteigert worden. Lakanal war Mitglied des Nationalkonvents, doch gehörte er zu den besonnenen Intellektuellen, die den Fanatismus der *Terreur* nicht teilten. Beauftragt, sich um die Volksbildung in Frankreich zu kümmern, bedrückte ihn während einer ersten Reise in die *départements* von Oise und Seine-et-Oise die Zerstörungswut, mit der sich die Bauern an den Schlössern und Kirchen austobten. Sein mutiger Bericht vor dem Konvent führte dazu, dass Vandalismus an Kulturgütern zur Straftat erklärt wurde, begangen an nationalem Eigentum. Die Zerstörung der Königsgalerie von Notre-Dame konnte er in-

des nicht verhindern. Doch es scheint, dass Lakanal, der Initiator des *Muséum d'histoire naturelle* in Paris, die beschädigten Köpfe der Könige aus historischer Pietät und zum Schutz vor Zerstörung begrub.³ Der Ort ist in Vergessenheit geraten; nur durch einen Zufall sind einundzwanzig Fragmente erhalten, 1977 zu Tage gefördert während Bauarbeiten auf dem Grundstück der *Banque Française du Commerce Extérieur* an der Rue de la Chaussée d'Antin. Ihre letzte Ruhe aber haben die stummen Zeugen des Bildersturms nach ihrer Entdeckung im Musée de Cluny gefunden, wo sie, je nach politischem Standpunkt des Betrachters, als Märtyrer oder Trophäen französischer Geschichte bestaunt werden können.

Noch sind nicht alle Bilderstürme aufgezählt, die das Gesicht Europas als Schmissee gezeichnet haben. Doch die Figur von Lakanal als fortschrittlichem Bildungspolitiker in der Zeit der Französischen Revolution gibt uns einen Anhaltspunkt, eine Mittlerrolle im gegenwärtigen Denkmalkonflikt einzunehmen.

Gegenwärtig will sich die Ansicht durchsetzen, dass *alte weiße Männer* das Recht verweigert hätten, sich in der Diskussion gegen

Rassismus einzumischen. Dieser Kampf gehöre den ethnisch Betroffenen. Schon Immanuel Kant habe sich in der Menschenrechtsfrage disqualifiziert mit seinen Königsberger Vorlesungen über Anthropologie, die er seit dem Wintersemester 1772/73 hielt. Zwar seien, so lehrt nämlich der Philosoph, die Menschen alle *aus einem Stamm*, aber dem *Neger* fehle der Antrieb zum Fleiß. Den Grund sah der Begründer der modernen Transzendentalphilosophie in der Hitze, die im fernen, südlichen Afrika herrsche. Zeit seines Lebens hat Kant die Heimatstadt Königsberg nie verlassen. Vom Rektorat der Universität war dem Philosophen aber vorgeschrieben, nebst seinem Fachgebiet auch über Geografie und Völkerkunde zu lesen. Und das tat denn auch Kant, so gut er konnte, indem er sich auf das Bücherwissen über jene, ihm exotische, Themen verlassen hat. Von den trägen Afrikanern hatte schließlich schon Aristoteles geschrieben, der dazu auch eine einschlägige Rassentheorie vertrat. Die Hautfarben der Menschen seien abhängig vom Klima, je heißer die Gegend, desto dunkler die Bewohner. Im Umkehrschluss seien die Menschen im kühlen Norden blond und bleich.

Kant gehört zu den Begründern moderner Philosophie; die Rassentheorie hingegen hat er, in Erfüllung seines Lehrplans, abgeschrieben aus Reiseberichten und Ethnografien, deren ethnozentrische Tradition auf die einschlägigen Schriften der griechischen und römischen Antike zurückgehen. Sollen jetzt die Kant-Denkmal entfernt werden, dann gehören auch alle Goethe-Büsten zertrümmert oder zumindest mit *Black Lives Matter* übersprüht. Seine *Farbenlehre* beruht auf denselben herkömmlichen Vorurteilen: Wer zweifle, „dass



Abb. 3: Die Köpfe der Könige von Judäa, «Königsgalerie», Notre Dame de Paris, Musée de Cluny

3 Alain Erlande-Brandenburg: Les sculptures de Notre-Dame de Paris récemment découvertes, Musée de Cluny, Le petit journal 46, 1977.

der weiße Mensch... der schönste sei“, soll sich doch nur mal die *Mohrenphysiognomien* vor Augen halten.⁴

Wenn die Antirassisten mit ihrem Ikonoklas-mus ernst machen, dann werden nicht nur Denkmäler, ja ganze Bibliotheksbestände entsorgt werden müssen. Wer die Irrtümer früherer Generationen dem Scheiterhaufen überantwortet, handelt nicht anders als die christliche Inquisition, die *Terreur* der Jakobiner und die Nazi-propaganda gegen undeutschen Geist. In seinem dystopischen Roman *Nineteen Eighty-Four* beschreibt George Orwell, wie die Staatspartei des *Big Brother* alle schriftlichen Belege aus der Vergangenheit im Feuer von *memory holes* fortwirbeln lässt, um mittels öffentlicher Gehirnwäsche die Geschichte stets gemäß den aktuellen Losungen der Machthaber umzuschreiben.

Denkmalstürze fördern das Vergessen. Die Gesellschaft braucht aber auch missliebige Gedenken als Mahnmal auf Irrwege der Geschichte, denen die Denkmalhelden erlegen sind.

Wer die universelle Bedeutung der Aufklärung als Nebenprodukt des globalen Imperialismus zurückweist, argumentiert völkisch wie die Nazis. Driftete die Welt

identitär auseinander, würden nur kämpfende Stämme überleben.

Gestürzte Denkmale als Lehrpfad

Das führt mich in der Schlussbetrachtung zurück zur eingangs gemachten Feststellung. Bilderstürme sind politisch unspezifisch, der Wind kann von rechts wie von links außen wehen. Der Nationalsozialismus war getrieben von der Verschwörungstheorie, wonach das deutsche Volk vom internationalen Judentum geknebelt werde. Der Zorn darüber entlud sich in zwei Wellen, die sich als Springfluten über Europa ausbreiteten: Die Verbrennung von Büchern undeutschen Geistes im Frühjahr und Sommer 1933, die Brandstiftung an Synagogen während der Novemberpogrome 1938, gefolgt von einem systematischen Genozid. Als Sommerspektakel gab es 1937 in München die Schau von *Entarteter Kunst*, die in der Folge als Wanderausstellung im ganzen Dritten Reich ein großer Publikums-erfolg war.

Eine ganze Generation lang hatte es gedauert, bis es allgemein dämmerte, dass, nach verlorenem Weltkrieg, die Deutschen nicht Opfer sondern Täter gewesen waren. Der Spielfilm *Holocaust* mit der fiktiven Geschichte der Familie Weiss von Mar-

vin J. Chomsky aus dem Jahr 1978 sowie *Shoa*, der Dokumentarfilm von 1985 mit Interviews von jüdischen Überlebenden von Claude Lanzmann, waren höchst umstritten, eine Ausstrahlung im Deutschen Fernsehen erst nach zähen Debatten und Terrordrohungen schließlich nur im Dritten Programm zugelassen. Und es ging noch eine Generation ins Land, bis die Juden von München ihre *Ohel Jakob-Synagoge* zurückbekamen, an dem Ort wiederaufgebaut, wo der neobyzantinische Bau in der Nacht vom 9. auf den 10. November angezündet worden war. Die Fassade der Architekten Wandel, Hofer und Loch ist als Zyklopenmauerwerk gestaltet in Erinnerung an die Klagemauer von Jerusalem. Die neue Synagoge hat Denkmalcharakter und ist zugleich Mahnmal, das Geschehene nicht zu vergessen. In solcher Haltung weht der Geist von Joseph Lakanal, dem Jakobiner, der kollektivem Gedächtnis reumütig und weise die Spuren des Bildersturms aufbewahrt.

Eine vergleichbar gedenkende, mahnende Haltung bildet der *Szoborpark*, der *Statuengarten* von Budapest. Hier sind die politischen Denkmäler aus der Zeit der sowjetischen Besatzung versammelt. Die Anlage wurde 1993 eröffnet, drei Jahre nach dem Fall des *Eisernen Vorhangs*. Das monumen-



Abb. 4a. Ohel Jakob-Synagoge 1938

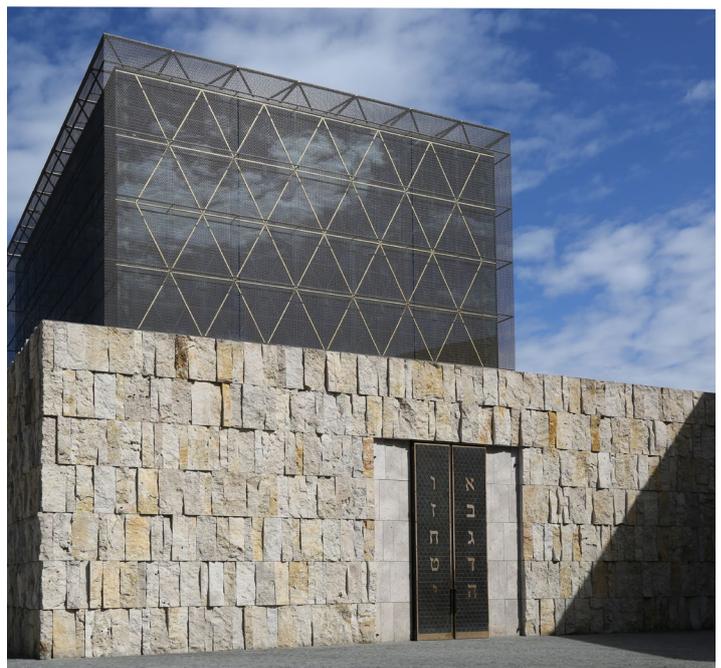


Abb. 4b. Ohel Jakob-Synagoge, Neubau der Architekten Wandel Hofer Lorch

⁴ Wolfgang von Goethe: Zur Farbenlehre, in: Goethes Werke Band XIII, textkritisch durchgesehen und kommentiert von Dorothea Kuhn und Rike Wankmüller, Nachwort von Carl Friedrich von Weizsäcker, München: C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1975, S. 472



Abb. 5a. Sándor Mikus, Stalin, 1951, Budapest, Paradeplatz beim Stadtwäldchen

talste Denkmal in Budapest aus der Zeit des Kommunismus war eine acht Meter hohe Bronzestatue von Stalin, 1951 aufgestellt als *Geschenk des ungarischen Volkes* zum 70. Geburtstag des Diktators, errichtet auf einem neun Meter hohen Sockel am Paradeplatz beim *Stadtwäldchen*. Fünf Jahre später stürzte dasselbe Volk sein Geschenk, das ungeliebte Denkmal, beim Ungarnaufstand im Oktober 1956. Fünfzig Jahre nach dem Budapester Denkmalsturz schuf Ákos Eleőd eine Nachbildung von Stalins Stiefeln auf einem schlichten Podium aus Backstein – ironisch-minimalistisches Echo auf den neoklassischen Monumentalismus der sowjetischen Besatzungszeit. Der Budapester Statuenhain wird auch *Memento Park* genannt. Erinnern wehrt dem Vergessen, denn alles, was vergessen würde, kann sich wiederholen, gerade weil es vergessen gemacht ist. Joseph Lakanal, der Jakobiner, der postrevolutionäre Bildungspolitiker und Museumsmann in Paris, hatte die Zeugnisse aus der Zeit der überwundenen Herrschaft zu bewahren gelehrt, damit aus den Fehlern jener Herrschaft Lehren gezogen werden.

Wissenschaft soll sich durchaus in Tagesdebatten einmischen. Wenn akademische Gelehrsamkeit über den Dingen zu schweben scheint, dann kann mit ihr etwas nicht ganz stimmen. Alle Wahrheit muss erstritten werden, mit Argumenten und Gegenargumenten. Nicht selten kommt dabei Wahrheit als erstrittener Kompromiss zustande. Und das ist politisch in der Regel gar nicht das schlechteste. Denkmalstürze, aber auch Sprachregelungen im Maulkorbverfahren neigen zur Diktatur des Besserwissens.

Mit der Weisheit von Joseph Lakanal war die Berliner Stadtplanung und Politik leider nicht gesegnet, als sie beschloss, den Palast der Republik einer *damnatio memoriae*

anheim zu stellen. Die Mauer war gefallen, 2003 fiel im Bundestag der Entschluss zum Abriss des Volkspalastes, obwohl der leerräumte Bau nach aufwändigem Verfahren für 35 Millionen Euro von Asbest „entgiftet“ worden war. Noch heute steht in schönen Schlossbaugeschichten die Sage, das gläserne Ungetüm habe wegen „Asbestverseuchung“ weichen müssen.

Der entschiedene Protest gegen den Abriss kam beileibe nicht von DDR-Nostalgikern, sondern von der Kunstszene in Ost und West. Spektakulär war die Installation von Lars Ø. Ramberg, der das Wort ZWEIFEL in sechs Meter hohen Lettern aus Aluminium und weißen Neonleuchten in die Lücke der bereits abgebrochenen Attika stellte. Von Januar bis Mai 2005 prangte das künstlerische Mahnmal des Wahlberliners aus Norwegen über der ausgeweideten Ruine. Sein Aufruf zum methodischen Zweifel nützte so wenig wie der Antrag der Grünen und der Linkspartei beim Bundestag zur Erhaltung des Baudenkmals. Der Palast der Republik war vielleicht die einzige Realutopie, die der DDR gelungen war, und gerade deshalb musste sie jetzt weg.

Der Palast der Republik, entworfen vom

Berliner Architekten Heinz Graffunder war, 1976 nach nur dreijähriger Bauzeit vollendet, ein moderner Stahlskelettbau wie die Neue Nationalgalerie von Mies van der Rohe, acht Jahre zuvor eröffnet im Westteil hinter dem Potsdamer Platz. Zugegeben, nicht so federleicht schwebend wie nach Entwurf des Dogma-Bauhäuslers aus Chicago wirkte der sozialistische Repräsentationsbau. Er war im genuin *ostmodernen* Stil gehalten: Die Glas-Stahlfassade, sonnenbrillen-goldbraun getönt und klassizistisch weiß gefasst, vertrat als schicke Crèmeschnitte fürs Volk eine progressive architektonische Haltung, wovon es markante Beispiele auch in anderen Ländern des einst sowjetisch besetzten Europa gibt.

Der Abbruch des Volkspalastes war Siegerjustiz. Mit dem Abriss wurde ein Architekturdenkmal aus Berlins Geschichte als geteilter Stadt vernichtet, einem Schicksal, das sich Deutschland, mit Verlaub, durch einen brutal angezettelten Weltkrieg selber eingebrockt hatte. Städtebaulich ist jetzt Schwamm darüber, das Disney-barocke Schloss im Herzen der Stadt frönt der Illusion, dass Preußens Gloria niemals vergangen sei. Und für den *Preußischen Kulturbesitz* ist jetzt eine Bühne geschaffen:



Abb. 5b. Ákos Eleőd: Stalins Stiefel, Memento Park, Budapest



Abb. 6. Lars Ø. Ramberg, Kunstaktion ZWEIFEL, Januar – Mai 2005⁵

im neubarocken Stil, schon Kaiser Wilhelm II. willkommenes Gegengift auf all jene „Rinnsteinkunst“, die das Berlin seiner Zeit verseucht hatte. Nach der erfolgreich abgeschlossenen Kolonisierung der DDR ist jetzt

Platz für breitbeinig zur Schau gestellte Weltläufigkeit mit ethnografischen Schätzen aus der, wenn auch eher glücklosen, Kolonialzeit des Deutschen Kaiserreichs. Die offizielle Sprachregelung nennt das Vorhaben *shared heritage*. In Tat und Wahrheit wäre dies, mit Adorno gesagt, „erpresste Versöhnung“.

Zurück zu Immanuel Kant: Das stimmigste Denkmal unseres Philosophen der Aufklärung war am Königsberger Schloss angebracht: Eine schlichte Gedenktafel zu dessen hundertsten Todestag im Jahr 1904. In den Kriegswirren um Königsberg, der Schlacht um Ostpreußen, der längsten und blutigsten Operation gegen Kriegsende, ist

die Tafel untergegangen. Eine Replik befindet sich am Rathaus der Königsberger Patenstadt Duisburg, im Ruhrgebiet.

Kants Denken ist Denkmals genug. Sie kennen ihn alle, diesen Satz aus der Kritik der Praktischen Vernunft, den vom bestirnten Himmel über mir und dem moralischen Gesetz in mir. Dieser Satz hat keine Hautfarbe.

Der Text beruht auf einem Vortrag, der am 1. Juni 2021 an der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart in Kooperation mit der HAdW vom Autor vorgetragen wurde.

Beat Wyss
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse



Abb. 7. Friedrich Lahrs: Gedenktafel zum 100. Todestag von Immanuel Kant, 12. Februar 1904, Königsberger Schloss, 1945 verschollen, Replik 1955 von der Patenstadt Duisburg an dessen Rathaus

5 Quelle: Fotofinder.com, Humboldt Forum Berlin, 2012 - 2020

Das Reich der Mitte im Humboldt Forum

Als der gelehrte Jesuitenmissionar Matteo Ricci 1602 dem Kaiser von China eine moderne Weltkarte überreichte, führte ihm diese Zweierlei vor Augen: Die Welt war endlich und sie hatte kein Zentrum. Auf der Karte sah der Kaiser sein Land eingebettet in einen globalen geographischen Kontext. Allerdings hatte Ricci, anders als die europäischen Kartographen, auf die er sich stützte, den Globus so gedreht, dass China, und nicht Europa in der Mitte zu stehen kam (Abb. 1).

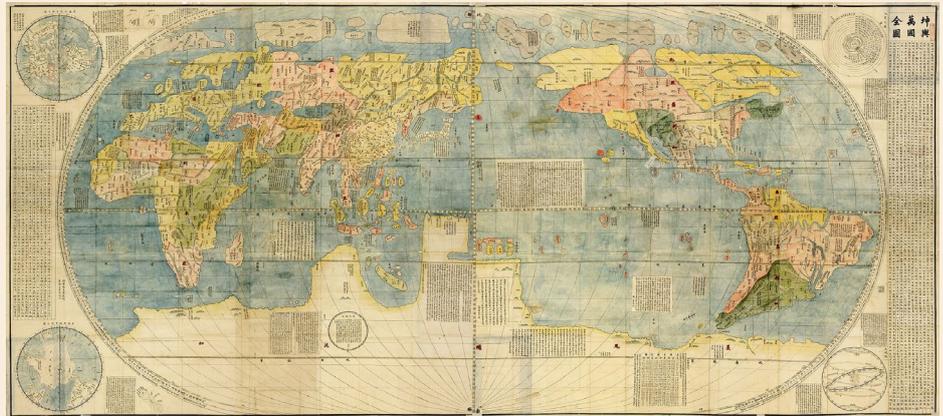


Abb. 1: Die 1602 von Matteo Ricci dem chinesischen Kaiser überreichte Weltkarte. Kopie in der Tohoku University Library, Sendai, Japan

Im gewaltigen Humboldt Forum wird uns das Reich der Mitte in einem oberen Stockwerk vor Augen geführt. Der Kontext ist eigenartig und problematisch. Im Forum, in dessen Ausstellungen Berlin sich auch selbst mehrfach thematisiert, dominieren die ethnologischen Sammlungen. Genau von diesen wollte sich das Museum für Ostasiatische Kunst jedoch absetzen, als es der große Berliner Museumsmannt Wilhelm von Bode 1906 gründete. Sein erster Direktor, Otto Kummel, schrieb 1912: „In Deutschland wird die Kunst Ostasiens noch immer im Wesentlichen nach dem Inhalt unserer ethnographischen Museen beurteilt.“ Stattdessen war für ihn „ausschließlich die künstlerische Qualität der Gegenstände maßgebend. Werke rein historischen oder volkskundlichen Charakters wurden selbstverständlich ausgeschlossen.“ Kummel und seinen Mitstreitern ging es darum das Publikum davon zu überzeugen, was heute selbstverständlich geworden ist, nämlich, dass die so mächtige und so vielfältige, über mehr als drei Jahrtausende ungebrochene Kunsttradition Ostasiens derjenigen Europas ebenbürtig ist.

Nun will das Humboldt Forum kein Kunstmuseum sein. Es stellt sich in die Tradition

der brandenburgischen Kunst- und Wunderkammern, in denen Kuriosa aus aller Herren Ländern zusammengetragen und studiert wurden. Und über Qualität lässt sich trefflich streiten. Heute erkennen wir in manchen ethnologischen Objekten des Forums eine nachgerade sagenhafte Qualität. Auch ist unser Kunstbegriff breiter gefächert als zu Kummels Zeiten. Doch im Forum wird ein kategorischer Unterschied zwischen Objekten ethnologischer Provenienz und denen, die Kummel für sein Museum sammelte, nivelliert: es ist die ästhetische Reflexion. Seit zwei Jahrtausenden wird in China die Produktion von Kunst theoretisch reflektiert, und das auch in den Werken selbst. Auf seine Handrolle *Orchideen und Felsen*, die mit ihren frei sich bewegenden, grazilen Orchideenblättern zwischen hingetuschten Felsblöcken erstaunlich modern wirkt, schreibt der Maler Da Chongguan (1623-1692) einen Kommentar, in dem er seinen Stil mit dem eines Zeitgenossen vergleicht und auf eine vier Jahrhunderte früher lebende Malerin Bezug nimmt (Abb. 2). Am Ende der Bildrolle folgt noch eine 1837 hinzuge-

schriebene kunsthistorische Einordnung des Bildes durch einen Sammler. Eine derartige, schriftbasierte historische und ästhetische Vielschichtigkeit, im Verein mit einer durch Jahrhunderte dokumentierten Tradition von Sammlertätigkeit und Kennerschaft, findet sich bei ethnologischen Objekten nicht.

Weiter ist es problematisch, dass die chinesische Kunst im Humboldt-Forum in eine koloniale Ecke gedrängt wird. Als Kummel 1906 in Ostasien einkaufte, tat er das nicht in der deutschen Kolonie in Shandong, sondern ausschließlich in Japan. Erst eine zweite Ostasienreise führte ihn 1927 nach China. Dort kaufte er von vier Privatsammlern mit einem frappant sicheren Blick für Echtheit und Qualität 17 Bildrollen. Einige gehören noch heute zu den besten im Oeuvre der jeweiligen Maler. Die Provenienz aller Stücke ist bekannt. Kummel erwarb keines der Werke, die damals aus der über eine Million Objekte umfassenden kaiserlichen Sammlung Chinas entfernt wurden und sich heute vor allem in amerikanischen Museen wiederfinden.



Abb. 2: Da Chongguan (1623-1692), *Orchideen und Felsen*, Querrolle, Tusche und leichte Farben auf Papier. Detail. Museum für Asiatische Kunst, Ostasien. Foto: Jörg von Bruchhausen

Als 2006 das Museum für Ostasiatische Kunst und das Museum für Indische Kunst fusioniert wurden, gingen in das neue Museum für Asiatische Kunst auch die Wandbilder aus dem ersten Jahrtausend ein, die deutsche Expeditionen von 1902 bis 1914 aus Ostturkestan, wie man die Region des heutigen Xinjiang damals auch nannte, nach Berlin geschafft hatten. Die Deutschen hatten die Bilder, die Kummel nicht in seinem Museum haben wollte, aus den Wänden von buddhistischen Kulthöhlen herausgesägt. Man könnte sie koloniale Akquisitionen nennen, doch hier geraten wir alsbald in Untiefen. Dazu gehört es, dass Xinjiang erst im 18. Jh. in von China selbst geführten Kolonialkriegen dem Reich eingegliedert wurde, und

dass die dort ansässigen uigurischen Völker islamischen Glaubens die buddhistischen Monumente verachteten und entsprechend sorglos behandelten.

Schließlich erscheint es politisch geradezu bizarr, dass die Weltmacht China in der deutschen Hauptstadt lediglich in der Peripherie eines globalen Kontextes präsentiert wird. Bereits als vor über zwei Jahrzehnten das Humboldt Forum konzipiert wurde, haben manche Beobachter den energischen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Auftritt Chinas auf der Weltbühne vorausgesehen. Damit müssen wir uns heute in Europa selbstbewusst und kreativ auseinandersetzen, und dabei könnte das Humboldt

Forum sogar eine Rolle spielen. Oder hatte Matteo Ricci vor vier Jahrhunderten doch mehr Weitblick als heute einige der Decision Makers in Berlin?

Lothar Ledderose
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

Der Blaue Reiter, neubarock gerahmt: Das Humboldt Forum

2017 eröffnete eine Ausstellung mit dem Titel *Unvergleichlich. Kunst aus Afrika im Bode-Museum* Berlin. Hier wurde das Experiment gewagt, Werke aus europäischer Gotik und Renaissance mit Objekten aus dem Museum für Völkerkunde nebeneinander zu stellen: als Testlauf fürs Humboldt Forum. Korrekt an dieser Ausstellung war das *Unvergleichlich* im Titel, der aber bei der Durchführung wieder vergessen war. Es blieb beim Vergleichen und zwar in der Art klassischer Kunstgeschichte: So, wie man kennerschaftlich verschiedene epochale und individuelle Stile durch *vergleichendes* Sehen bestimmt.

Ein Wesentliches entging der Gegenüberstellung: Ein vergleichender Blick auf die Herkunftsgeschichten hätte gezeigt, dass ethnografische und europäische Artefakte aus dem Mittelalter und früher Neuzeit tatsächlich ein vergleichbares Schicksal teilen, nämlich von einer untergehenden Kultur die Konkursmasse zu sein, die von Händlern an Museen und private Sammler weiterverkauft wurde. Was den Westen betrifft, so waren es Zier- und Gedenkstücke aus Wunderkammern herrschender Familien sowie religiöse Bräuche, die in der reformierten Kirche verschwanden.

Der entscheidende Unterschied im Kulturvergleich, das in der Tat *Unvergleichliche*, aber ist, dass die europäischen Artefakte von revolutionären Wandlungen der eigenen Gesellschaft in die Vergangenheitsform verschoben wurden. Da sie unsere eigene, die europäische Geschichte betreffen, ist die Herkunft der Werke auch leichter zu ermitteln als bei den musealen Beutezügen aus den Kolonialländern. Hier brach die neue Zeit der Moderne als äußere Gewalt über die traditionellen Stammesgesellschaften herein. Und hier muss der vergleichende Diskurs über das *Unvergleichliche* ansetzen.

Dürfen Altartafeln, Reliquienschreine und ethnografische Objekte als Kunstwerke betrachtet werden? Wie legitim ist die Kunst-Behauptung, wie legitim deren geschmackvolle Inszenierung? Bei Objekten materialer Religion und Brauchtum aus ehemaligen Kolonien ist oft wenig überliefert zur spirituellen und habituellen Bedeutung der Gegenstände, die dann so ahnungslos als Trophäe im eleganten Schauraum bloßgestellt werden. Bei christlichem Kultgerät besteht dank schriftlicher Urkunden und traditionaler Überlieferung bessere Kenntnis vom rituellen Zweck und

oft auch vom heiligen Ort, dem es entnommen wurde. Man braucht nicht unbedingt gläubig zu sein, dass der eigene Respekt es verbietet, die Reliquienbüste eines Märtyrers zwischen Ledersitzgruppe, dem Bufet mit Nippes und Whiskys aufzusockeln.

Noch mit dem Eifer idealistischer Unschuld hatten Wassily Kandinsky und Franz Marc 1912 in ihrem Almanach *Der Blaue Reiter* Abbilder von ozeanischen Fetischen, afrikanischen Idolen und japanischen Masken neben Abbildern zeitgenössischer Kunst montiert. Es wurde zur Blaupause einer Ausstellungspraxis, die im Zeichen von *Global Art* zur Blüte gekommen ist. Die nachträglich verliehene Kunstwürde verschleiert die Tatsache einer kulturellen Enteignung. An diese exotistische Tradition der Avantgarde knüpft das Humboldt Forum an, nur will der neubarocke Rahmen dazu nicht so recht passen.

Beliebtes Sammlerobjekt seit den Tagen des Kubismus ist der Nagelfetisch, Nkisi Nkondo, aus der Yombé- und Wogo-Region des Kongo, eine aus Holz geschnitzte weibliche oder männliche Figur (Abb. 1). Auf dem Platz der Dorfgemeinschaft hatte sie gestanden, gleichsam als rituelle Litfaßsäu-

le, gespickt mit Nägeln und Eisenstücken: Spuren von Nutz- und Schadenmagie, Wünschen und Vereinbarungen unter Stammesmitgliedern, die der Schamane an dieser Ritualfigur öffentlich und buchstäblich festnagelte. Das hat der kongolesische Fetisch mit dem Reliquiar der heiligen Fides gemein, die seit dem 9. Jahrhundert in der Benediktinerabtei von Conques verehrt wurde (Abb. 2). So, wie das nagelübersäte Nkisi Nkondo, ist die mit Edelsteinen über und über geschmückte Fides-Figur das Resultat magischer Praktiken. Vornehmen Frauen mit Kinderwunsch erschien der heilige Fetisch im Traum und verlangte nach deren liebstem Schmuck. Der Kopf, eine gallo-römische Spolie, und das Gewand aus Goldblech sind übersät von Geschmeideopfern, Bitten und Dankesbezeugungen haben sich als Spur der Verehrung abgelagert.

Mit dem Bildersturm im Gefolge der Reformation sind in West- und Mitteleuropa animistische Formen des Glaubens verdrängt worden und versiegten im Klima aufgeklärter Theologie. In den kolonisierten Ländern hingegen wurde den Menschen die herkömmliche Spiritualität missionarisch ausgetrieben, nicht selten mit Feuer und Schwert. Die nachträgliche Gewährung von Kunststatus für Kultgegenstände erloschener Religionen ist eine allzu wohlfeile Geste der Wiedergutmachung – in kolonialer Gutsherrenmanier. Denn der Gewinn der aufgewerteten Handelsware fließt in die Taschen eines vom Westen dominierten Kunstmarktes.

Fielen die Schranken zwischen Objekten materialer Religion und Kunst, dürfte in einer Schau expressiver Frauenakte von Schiele zu Modigliani die kurvenreich weibliche Ahnen-

figur des Dogon-Volks nicht fehlen (Abb. 3). Sie bräuchte den Busenvergleich mit ihren zivilisierten Konkurrentinnen nicht zu scheuen. Damit aber wäre nicht mehr gewonnen als die erneute Bestätigung, dass jeder formale Direktvergleich zwischen moderner Kunst und ethnografischen Werken in die Sackgasse der *Negerplastik* führt. Es geht nicht darum, den Ritualgeräten und Symbolen materialer Religion den Kunststatus abzuspochen, weil sie dessen nicht würdig seien. Im Gegenteil: Diese Artefakte waren mehr als Kunst, spirituell in einer höheren Sphäre angesiedelt, sie verbanden die Menschen mit höheren Mächten und griffen regulierend ein im Verkehr untereinander. Der Kunststatus degradiert Symbole materialer Religion zu Raumteilern und Nippsachen.

Ihr Ort ist nicht das Kunstmuseum, sondern idealerweise da, wo sie einst verehrt wurden. Die *Sainte Foi* hat ihren festen Platz in Conques, wo sie vor tausend Jahren gemacht wurde. Noch heute gibt es fromme Pilger, die sie besuchen, aber vor allem auch viele Touristen, deren Anwesenheit dem ländlichen Languedoc ein wirtschaftliches Auskommen sichert, so wie früher, als die Ortschaft den Wanderern ein Etappenlager geboten hatte auf dem weiten Weg zum Grab des Heiligen Jakob an Galiziens Nordzipfel, nicht weit vom *Kap Finisterrae*, dem Ende der westlichen Welt.



Abb. 1: Nkisi Nkondo, Kongo, 19. Jahrhundert, Brooklyn Museum, New York

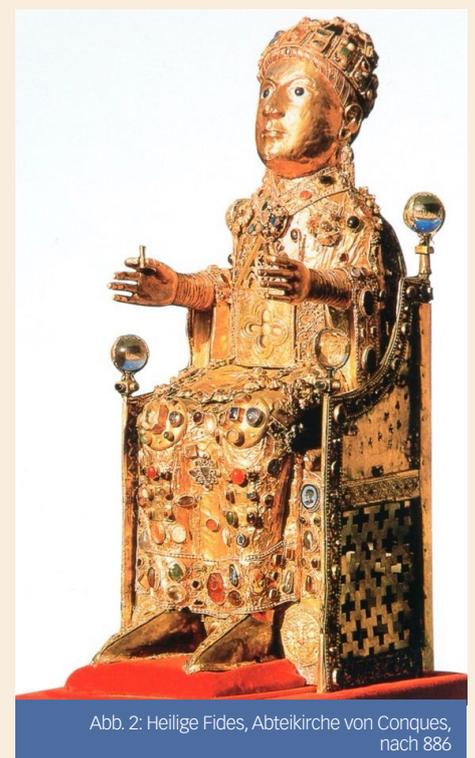


Abb. 2: Heilige Fides, Abteikirche von Conques, nach 886

Es gilt die Pflicht, alle Mittel auszuloten, die koloniale Enteignung wieder gut zu machen. Zynisch ist das Argument, die Völker könnten doch froh sein, dass der Westen ihre Kultgegenstände in Obhut genommen habe. Denn wer weiß, was aus ihnen sonst

geworden wäre... Und in den Museen des Westens liegen sie, in Vitrinen bestens geschützt, in klimatisierten Räumen mit Alarmanlagen. Sollten die Afrikaner sogar noch dankbar sein, ihr kulturelles Erbe treuhänderisch verwaltet zu sehen? Solches

Argument zeugt vom alten Paternalismus der Kolonialherren, welche am besten wissen, was gut ist für die Heidenkinder, die man doch vor ihrer ungebärdigen Unmündigkeit schützen müsse.

Und wenn schon: Wären die Fetische, Ritualmasken und Ahnenfiguren halt vernichtet worden, weil sie außer Gebrauch kamen, hätten sie nicht anders gehandelt als die frühen Christen, die Byzantiner, die Calvinisten, die Sansculotten und die Nazis. Dazu ist es nicht gekommen, denn Missionare und Kolonisten haben den kolonisierten Völkern ihre Moderne aufgezwungen, nach westlichen Bedingungen und eigenem Vorteil.

Kurz und gut: Ethnografische Gegenstände für *Kunst* zu erklären, um mit dem Stiftungsbesitz vor einem Laufpublikum in Berlins Touristenmeile Weltläufigkeit zu demonstrieren, ist der archaischen Würde und spirituellen Bedeutung dieser Objekte schlicht unangemessen. So wie die Heilige Fides werden heute in Europa alte christliche Kultgeräte im Kirchenraum, der Sakristei oder im Ortsmuseum ausgestellt unter kundiger Führung für Schulklassen und Bildungsreisende. Mit Begriffen von Sigmund Freud gesprochen: Die Fetische ritueller Praktiken haben sich zum Totem kultureller Identität gewandelt. Dieser Modus soll jetzt auch in kulturellen Zentren postkolonialer Nationen zur Geltung kommen.

Beat Wyss
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse



Abb. 3: Weibliche Standfigur, ev. Ahnenbild. Holz, Mali, 17.-18. Jahrhundert, 59 cm, Paris, Musée du Louvre

Psychiatriereform in Deutschland¹

Was Sie nun lesen werden, ist keine Beschreibung eines Denkmalsturzes, sondern etwas Ähnliches, aber viel Wirksameres, nämlich die Beseitigung eines uralten Unrechtssystems. Dazu bedarf es zunächst eines Rückblicks, wann und wie dieses System, nämlich die Vernachlässigung und inhumane Behandlung und Unterbringung von psychisch Kranken in Deutschland, überhaupt entstanden ist. Ich berichte hier aus der Sicht eines zur humanitären Behandlung der psychisch Kranken führenden Entwicklung beteiligten Psychiaters (s. Häfner 2015).

In alten Zeiten wurden psychisch Kranke meist als „Irre“ aus der Lebensgemeinschaft der Gesunden ausgeschlossen. Mit Ausnahme einiger weniger von katholischen Orden getragener Spitäler in Europa wurden sie auf dem Lande meist in Verliese neben den Wohnhäusern und Bauernhöfen der gesunden Bevölkerung oder in größeren Städten zusammen mit Waisen, chronisch körperlich Kranken, alten Menschen und Kleinkriminellen in geschlossenen Häusern untergebracht (Fischer 1878, Ernst 1983, Stier 1988). Erst



Abb. 1: Männliches Pflegepersonal in einer geschlossenen Anstalt – Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch um 1920 – (Quelle: Janzowski 2015, S. 39)

im 19. Jahrhundert wurden die „Irren“ als Kranke definiert und der Medizin überant-

wortet, während ihr Schicksal vorher in den Händen der Verwaltung der Städte und auf dem Lande der Familie oblag. Danach wurde die Unterbringung der „Irren“ in deutschen Fürstentümern und Städten von jener der übrigen Ausgeschlossenen abgetrennt und in eigenen „Irrenanstalten“ unter ärztlicher Leitung organisiert, und zwar mit der Absicht der Humanisierung ihrer Versorgung. Da psychisch Kranke jedoch für gefährlich gehalten wurden, musste ihre Unterbringung geschlossen erfolgen (Abb. 1). Der Leiter der neugegründeten „Irrenanstalt“ Heidelberg, Friedrich Groos (1768-1852), verkündete 1854 die Grundsätze der Unterbringung:

„Die Irrenanstalt ist eigentlich als eine polizeiliche Anstalt, als ein Gefängnis aufzufassen. Bei den meisten Insassen besteht ohnehin keine Hoffnung auf Heilung. Durch die Internierung werden sie wenigstens der Öffentlichkeit entzogen“ (Ammerer 2011, S. 52).

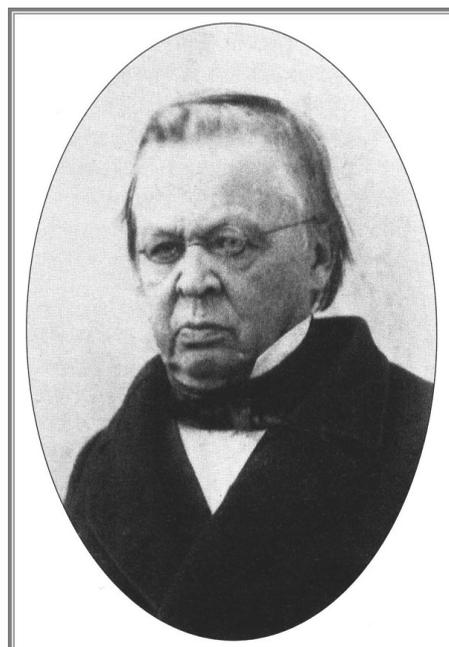


Abb. 2: C.F.W. Roller (1802-1878) und das Deckblatt seiner Veröffentlichung der Isolierungstheorie und anderer Systeme psychiatrischer Anstaltsbehandlung

¹ Der Autor hat ursprünglich einen „historischen und autobiografischen Bericht“ unter gleichem Titel im *Rotary Magazin* 7.2021 veröffentlicht. Der hier vorliegende Beitrag wurde vom Autor für das *Athene-Magazin der Heidelberger Akademie der Wissenschaften* jedoch erweitert und überarbeitet. Die Akademie dankt dem Rotary-Verlag für die freundliche Abdruckgenehmigung, da der Titel gleich und der Inhalt des Beitrages ähnlich sind.



Abb. 3: Emil Kraepelin (1856-1926), Foto: C. Schulz, Sammlung Herbert Normann, Fotokogu, gemeinfrei

Trotz der weiten Verbreitung dieser fatalen Sichtweise gab es im In- und Ausland eine zunehmende Zahl von Psychiatern, die das Schicksal der psychisch Kranken unter solchen Bedingungen als grausam und unverantwortlich ansahen und auf Reform drängten.

Der Schüler von Friedrich Groos namens Christian Roller leitete dann konkret eine durchgreifende Reform ein. Er ging von einer neuen Theorie des Irrsinns aus: Belastende Umwelt, schlechte Erziehung und unordentliche Lebensführung seien die Ursachen psychischer Krankheiten. Er folgte, dass eine Heilung oder Besserung der Krankheit nur durch Fernhalten von solchen pathogenen Einflüssen zu erreichen sei (Abb. 2). Seine Konsequenz lautete:

„Jeder Seelengestörte muß von den Personen getrennt werden, mit welchen er früher Umgang pflog; er muss an einen andern, ihm unbekanntem Ort gebracht werden; die, welche ihn pflegen, müssen ihm fremd sein. Er muß, mit einem Wort gesagt, ISOLIRT werden“ (Roller 1831, S. 3).

Unter diesem Gesichtspunkt sollte die Anstalt als solche eine neue Gemeinschaft bieten und die dort untergebrachten Kranken mit christlicher Lebensführung wieder zu gesunden Lebensformen zurückführen. Deshalb spielten die Anstaltspastoren bei

der Organisation des Programms die überwiegende Rolle.

Rollers Musteranstalt Illenau (Baden) wurde langsam bekannt. Schließlich besuchten Anstaltsplaner aus der ganzen Welt ‚die Illenau‘. Die Folge war, dass die Regierungen vieler Länder neue „Irrenanstalten“ nach dem Modell Illenau isoliert von der Bevölkerung in einsamen Gegenden errichten ließen. Das aber war der Pferdefuß in Rollers Reform. Damit wurden die Kranken fern von ihren Verwandten und der übrigen, gesunden Bevölkerung untergebracht und noch mehr isoliert.

Die Volksmeinung der Gewaltbereitschaft der „Irren“ und das Fehlen jeder wirksamen Behandlung hatten zur Folge, dass die Anstaltsaufenthalte erheblich, zuweilen lebenslang, verlängert wurden. Psychiatrische Anstalten, wovon es 1913 im damaligen Deutschen Reich 546 und 1970 noch 130 gab (Kersting & Schmuhl 2004), blieben geschlossen, mit vergitterten Fenstern versehen und größtenteils überbelegt.

Der berühmteste Psychiater seiner Zeit, Emil Kraepelin (Abb. 3), erklärte dagegen, längere Isolierung wirkt „fast immer sehr schädlich und [begünstigt] die Verblödung der Kranken sowie das Einwurzeln von üblen Angewohnheiten ... Sie ist es in erster Linie, welche die ‚Anstaltsartefacte‘ erzeugt ...“ (Kraepelin 1893, S. 214).

Wie es in solchen Anstalten aussah, zeigt ein Blick in die Frauenabteilung des württembergischen Landeskrankenhauses Zwiefalten (Abb. 4). In diesem Krankensaal waren 1970 neunzig Kranke in eng aufgestellten Betten untergebracht. Für die Habseligkeiten der Kranken standen im Korridor schmale Schränke zur Verfügung, teilweise hatten die Kranken nur eine Schachtel unter dem Bett für ihre persönlichen Utensilien. Unter solchen Bedingungen mussten zahlreiche Patienten oft viele Jahre des Lebens verbringen. Solche auf vielen Ebenen, vom Direktionsstil bis zur Pflege, festgefahrenen Verhältnisse sind nicht leicht zu ändern.

In der gebildeten Bevölkerung verbreitete sich um die Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert Darwins Evolutionslehre. Verbunden mit der Eugenik seines Neffen Francis Galton entwickelte sich die Meinung, lebensverlängernde Krankenheilung und Behindertenpflege fielen der natürlichen Selektion des Menschen in die Arme. Wenn man diese Meinung hatte, und dies traf auf viele Gelehrte und Politiker in westlichen Ländern zu, dann lag es nahe, nach Möglichkeiten der Intervention zu suchen. Die Umsetzung der Absichten konzentrierte sich auf geistig Behinderte. Da sie größtenteils nicht freiwillig bereit waren, sich sterilisieren zu lassen, wurde in vielen Ländern, so in skandinavischen Staaten, Großbritannien, in einigen Schweizer Kantonen und in mehreren Staaten der USA – dort 1927



Abb. 4: Frauenstation der Psychiatrischen Krankenanstalten Zwiefalten um 1970 (vor der Psychiatrieenquete) - Der komplette Schlafsaal hatte 90 Betten – (Quelle: Referat für Kommunikation / ZfP Südwürttemberg)

sogar mit Zustimmung der obersten Bundesrichter –, die Zwangssterilisierung geistig Behinderter eingeführt. Das geschah teilweise bis in die 1980er Jahre.

In Deutschland wurde die Zwangssterilisation von den Nationalsozialisten 1933 in das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses eingeschlossen. Von 1934 an wurde die Zwangssterilisierung von Geistes- und Erbkranken, aber auch von Alkoholikern, rückfälligen Schwerverbrechern und von „Zigeunern“ durchgeführt. Die Aufzählung der nach dem Gesetz zu Sterilisierenden ging weit über die an Erbkrankheiten Leidenden hinaus. Genaue Zahlen oder eine Beschreibung der Anzahl der im Nationalsozialismus Zwangssterilisierten gibt es nicht, weil es den Betroffenen und den Angehörigen häufig peinlich war, darüber zu sprechen. Die sicher ungenauen Schätzungen gehen von bis zu 400.000 Opfern aus.

1920 war die Schrift des angesehenen Leipziger Strafrechtlers Karl Binding und des Freiburger Ordinarius für Psychiatrie Alfred Hoche erschienen, die sogar die



Abb. 5: Die Schrift von Binding & Hoche von 1920, privat

„Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ forderte und bemerkenswert viel Aufmerksamkeit fand (Abb. 5). 1939 hat Adolf Hitler diese Vorschläge in die Tat umgesetzt und die Tötung unheilbar Geisteskranker in Deutschland angeordnet. Die-

ses „Euthanasieprogramm“ erfolgte unter Bruch elementarer Menschenrechte und endete durch eine Predigt des Bischofs von Münster, Graf von Galen, mit der er am 03. August 1941 erstmals dieses ungeheuerliche Verbrechen offen ansprach. Im Ge-



Abb. 6: Beispiele von Sanitäranlagen in den westfälischen Landeskrankenhäusern – links: Mitte der 1950er Jahre (Quelle: Hanrath 2002), rechts: wahrscheinlich vor/um 1970 (Münster) (Quelle: LWL-Bau- und Liegenschaftsbetrieb, Münster)

heimen wurde die Tötung von Geisteskranken und erbkranken Kindern landesweit und in den besetzten Ostgebieten noch im großen Maße fortgeführt. Wir rechnen heute mit etwa 200.000 Kranken, die Opfer dieser Tötungsprogramme wurden.

Nachdem diese grauenhaften Verbrechen an psychisch Kranken mit dem Nationalsozialismus und dem Krieg zu Ende gegangen waren, war von der Psychiatrie nur ein im Kern dürftiger Scherbenhaufen übriggeblieben. Die Krankenanstalten, die noch existierten, wiesen Zeichen der Vernachlässigung innen und außen auf (Abb. 6). Sie waren nach wie vor geschlossen. Die Bevölkerung hatte das Vertrauen in die Psychiatrie, die als ärztliche Disziplin Leben erhalten sollte und zu einer Mordmaschine entfremdet worden war, weitgehend verloren. Selbst die psychisch Kranken, die dort noch untergebracht waren, und jene, die zwangsläufig neu aufgenommen werden mussten, wurden weiterhin verdrängt, während der Wiederaufbau im Nachkriegsdeutschland rasch voranschritt.

Von den Psychiatern, die sich aktiv am Tötungsprogramm Kranker beteiligt hatten – und das waren immerhin insgesamt 40 in leitenden Positionen –, wurden nur wenige enttarnt. Einige konnten sich inkognito verborgen halten, und einzelne konnten wieder lehren, bis die Fachgesellschaft selbst erstaunlich spät, nämlich 2009, begann, sich mit ihrer Vergangenheit im Nationalsozialismus und damit auch mit den kriminellen Handlungen vieler ihrer Mitglieder auseinanderzusetzen. Der Bericht eines unabhängigen Historikers, der unter Beratung durch eine historische Kommission die Geschichte der Gesellschaft und ihrer Mitglieder vor, im und nach dem Nationalsozialismus dargestellt hat, erschien erst 2021 (Dörre 2021). Der Grund dieses langen Schweigens ist, dass eine große Zahl an den Verbrechen indirekt beteiligt war: nachgeordnete Ärzte, Schwestern und Pfleger in den Anstalten, Verwaltungs- und Transportpersonal, um nur ein paar beteiligte Berufe zu nennen. Sie wollen nicht über das Geschehene sprechen. Selbst die Familien der getöteten Kranken hielten das Schweigen, auch weil es peinlich war, einen psychisch Kranken als Kind, Schwester oder Bruder in der Familie gehabt zu haben.

Viele Jahre hatte ich mich mit meinem gleichgesinnten Freund, dem Psychiater Caspar Kulenkampff, damals Oberarzt an der psychiatrischen Universitätsklinik Frankfurt, vergeblich darum bemüht, das nach wie vor existierende Leid der Kranken und die Notwendigkeit einer Reform an Haupt und Gliedern öffentlich zu machen (Häfner 2015). 1965 hatte ich mit W. von Baeyer und K. P. Kisker eine Denkschrift veröffentlicht (Abb. 7) und darin die damaligen Verhältnisse in deutschen psychiatrischen Krankenhäusern als nationalen Notstand bezeichnet (Häfner 1965).

Ich hatte auch eine Reform psychiatrischer Versorgung und die Einrichtung einer Expertenkommission, die die Verhältnisse analysiert, gefordert. 1963 habe ich noch an der Heidelberger Klinik eine zweijährige sozialpsychiatrische Weiterbildung für Krankenpflegepersonal auch als Vorläufer der Reform aufgebaut, weil Schwestern und Pfleger die Verhältnisse auf der Krankenstation und im persönlichen Umgang mit den Kranken am ehesten ändern können, denn sie verbringen die meiste Zeit mit den Kranken. Außerdem lag uns eine bemerkenswerte Zahl von Berichten über Misshandlungen von Kranken durch Pflegepersonal und umgekehrt vor, die eine bessere Ausbildung und Anleitung von Schwestern und Pflegern verlangte.

Zusammen mit meinem damaligen Lehrer, Prof. Walter von Baeyer, der selbst unter den Nationalsozialisten gelitten hatte, und mit meinem oberärztlichen Kollegen Karl-Peter Kisker habe ich im Juli 1964 die damalige Bundesministerin für Gesundheit, Dr. Elisabeth Schwarzhaupt, aufgesucht und ihr eine Aide-memoire mit dem Inhalt meiner Publikation vorgelegt. Wir wurden sehr freundlich empfangen, und sie stimmte uns zu, dass eine Reform äußerst dringend sei. Sie habe eine Nichte vor Kurzem in der psychiatrischen Klinik des Landschaftsverbands in Bonn, in die diese aufgenommen worden war, besucht und sich von den grauenhaften Verhältnissen der Unterbringung und Behandlung der Kranken überzeugt. Sie teilte uns mit, dass sie uns nicht helfen könne, denn der Bund sei für die Krankenversorgung nicht zuständig, sondern die Länder. Sie empfahl uns, das Parlament mit unserem Anliegen vertraut zu machen.

Nach der Publikation der Denkschrift war es uns gelungen, einige wenige Journalisten, bspw. den damaligen Leiter des Kultur- und Wissenschaftsressorts der „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, Dr. Rainer Flöhl, und den Tübinger Arzt Dr. Asmus Finzen als öffentliche Verfechter unserer Reformpläne zu gewinnen. Auf die kleinsten Reformbemühungen, die meist von Studenten, etwa in Tübingen und Freiburg, ausgingen, aber keine Reform im

S o n d e r d r u c k

Dringliche Reformen in der psychiatrischen Krankenversorgung der Bundesrepublik

a u s

helfen und heilen – Diagnose und Therapie in der Rehabilitation

Oktober 1965, Heft 4

verfaßt von

H. Häfner *

unter Mitarbeit von

W. v. Baeyer und K. P. Kisker

* Anschrift des Verfassers: PD Dr. Dr. Heinz Häfner, Leiter der Abteilung für Sozialpsychiatrie und Rehabilitation an der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik der Universität Heidelberg

Abb. 7: Denkschrift von 1965

" Das SPK muß sich daher zum Ziele setzen, die von den Herrschenden zu Kapital gemachte Krankheit, die ihrerseits wieder Krankheit und Kapital produziert, zurückzuholen, damit das kranke Kapital oder die kapitalistische Krankheit verschwindet und der kapitalistische Verwertungs- und Verschleißprozess zum Stillstand komme, bezw. sich in die Gegenrichtung bewege. Eine Bewegung in die Gegenrichtung aber nennt man mit dem Fremdwort Revolution."

Abb. 8: Zielvorstellungen des SPK nach seiner „wissenschaftlichen Darstellung“ vom 29.07.1970

größeren Umfang auslösen konnten, kann ich hier nicht eingehen.

Caspar Kulenkampff und ich nutzten die Zeit, um in unseren eigenen Arbeitsgebieten kleine Modelleinrichtungen moderner psychiatrischer Versorgung aufzubauen. Als großes Modell einer modernen gemeindepsychiatrischen Versorgung habe ich in Mannheim das Zentralinstitut für Seelische Gesundheit geplant (Häfner & Martini 2011). Die inzwischen realisierten Mikroinstitutionen halfen als Modelle bei praktischen Fragen der Planung.

Auf diesem scheinbar komplikationslos vorgezeichneten Wege gab es dennoch einige Hindernisse. Von kleinen inner- und außeruniversitären Widerständen abgesehen traf uns das Sozialistische Patientenkollektiv (SPK) an der Universität Heidelberg ganz zentral (Häfner 2018). Diese 1970 über eine beachtliche Anzahl von Anhängern verfügende revolutionäre Gemeinschaft wollte in Heidelberg mit Gewalt eine Revolution voranbringen und von da aus das hierarchische Regierungs- und Gesellschaftssystem der Bundesrepublik umstürzen (Abb. 8). Die Gruppe hatte sich zunächst als psychiatrische Reformbewegung stilisiert und dahinter ihre terroristischen Absichten verborgen. Nachdem ich persönlich von einem Studenten, der dem SPK als Mitglied des inneren Kreises entwichen und entflohen war und mich in Mannheim konsultierte, mitgeteilt bekam, dass das SPK bereits Abhöreinrichtungen,

u.a. im Telefon des Rektors und in den Sitzungssälen der Heidelberger Universität, installiert hatte und außerdem Handfeuererwaffen und Sprengstoff besorgt und Schießübungen im Neuenheimer Feld geplant hatte, habe ich sofort den damaligen Rektor der Heidelberger Universität Rolf Rendtorff sowie den Innenminister Walter Krause und auf seine Bitte die Fraktionsvorsitzenden des Landesparlaments Baden-Württemberg verständigt. Zusätzlich habe ich vertraulich Bundespräsidenten Gustav Heinemann angerufen, weil er die Unterstützung des SPK mit DM 70.000,- durch eine von ihm geleitete Stiftung veranlasst hatte. Es war nicht leicht, ihn ans Telefon zu bekommen, aber, als es mir endlich gelang, erwies sich meine Initiative als vergeblich.

In Heidelberg war inzwischen vom Verwaltungsrat der Universität eine Begutachtung des SPK angeregt worden, nachdem das SPK vorher das Zimmer des Verwaltungsdirektors des Klinikums und danach auch das Rektorat, letzteres mit 30 Erwachsenen, zwei Kindern und einem Hund, für mehrere Tage besetzt hatte, um Arbeitsmöglichkeiten an der Universität zu erzwingen. Schließlich wurden sechs Gutachten erstellt, drei auf Vorschlag des SPK und des Rektors. Sie befürworteten entweder probeweise (Gutachter Prof. Horst-Eberhard Richter, Gießen) oder definitiv die Unterbringung des SPK an der Universität (Gutachter Dr. Dieter Spazier – Freund von Dr. Wolfgang Huber –, und

Dr. Peter Brückner, Hannover). Die Medizinische Fakultät hatte drei Gutachten von unabhängigen Psychiatern erhalten, die alle dringend eine Verbindung zwischen dem SPK und der Universität ablehnten. In dieser verworrenen Lage hat mich der Senat der Universität, offenbar gegen den Wunsch des Rektors, als Obergutachter erbeten. Ich habe in der Senatssitzung mein Gutachten auch mündlich vorgetragen, das natürlich die Ablehnung einer Unterstützung des SPK durch die Universität durch Erkenntnisse und Argumente unterstützte. Die Sitzung war abgehört worden und mein Gutachten einige Tage später in der Zeitschrift „Kursbuch“, die von Hans Magnus Enzensberger herausgegeben wurde, veröffentlicht worden. Der Senat entschied mehrheitlich, die vom Rektor bereits bewilligten Arbeitsräume in der Innenstadt Heidelbergs (Rohrbacher Str. 3) und Betriebsmittel von 200.000,- DM jährlich zu streichen. Der Rektor musste seine Entscheidung zurücknehmen, was ihm den Hass des SPK eintrug. Daraufhin erklärte mich das SPK zum Gegner Nr. 1.

Das SPK erhielt Solidaritätsschreiben und Kundgebungen durch den AstA oder andere Studentenvertretungen mehrerer deutscher Universitäten. Ich erhielt diffamierende Schreiben u.a. des italienischen Psychiatriereformers Franco Basaglia, Protestbriefe des französischen Existentialisten Jean-Paul Sartre und schriftliche Protest- oder Drohbriefe aus zahlreichen Ländern. Daran wurde deutlich, wie viel internationale Ausstrahlung das SPK erhalten hatte. Es war die Zeit vielfältiger Proteste.

1971 wurde im Stadtwald Heidelberg die Leiche einer Studentin gefunden, die sich das Leben genommen hatte. Sie hinterließ einen offenen Brief an den Leiter des SPK Dr. Huber, in dem sie schrieb, sie hätte im SPK Behandlung gesucht, sei aber nur zur politischen Agitation trainiert worden, was sie absolut nicht wollte. Als Reaktion darauf wurden Flugblätter verteilt, die unter der Überschrift „Selbstmord = Mord“ die Verantwortung für den Suizid den Gegnern des SPK zuschoben. Auf unserem und an den Häusern anderer Gegner des SPK wurde mit schwarzer Ölfarbe in großen Buchstaben „MÖRDER“ oder „SELBSTMORD = MORD“ geschrieben. Am 25.05.1971

„Der Redner Kultusminister Prof. Hahn ist ein hochexplosiver Blindgänger. ... als maßgebliches Mitglied einer Verschwörerbande, deren Kern die Herren Prof. Häfner, Prof. Rendtorff und Prof. Hahn bilden, im Rahmen einer Massenliquidierung des versuchten Mordes in 2 Fällen, des perfekten Mordes in einem Fall (an Kranken!) schuldig gemacht.“

gez. Fraktion der Volksgerichte
früher im Sozialistischen Patientenkollektiv
Heidelberg, den 25.5.1971

**SELBSTMORD = MORD
MADE IN GERMANY** 

Abb. 9: Zitate aus SPK-Flugblättern

erhielten der damalige Kultusminister Prof. Wilhelm Hahn, der Rektor Prof. Rolf Rendtorff und ich per Flugblatt ein Urteil „einer Fraktion der Volksgerichte, früher im Sozialistischen Patientenkollektiv Heidelberg“ wegen Mordes in zwei Fällen (Abb. 9). Für uns drei wurde daraufhin Polizeischutz angeordnet, der etwa drei Monate später durch die Festnahme des Leiters und mehrerer führender Mitglieder des SPK beendet wurde. Ein wesentlicher Teil des inneren Kerns der Mitglieder des SPK ging nach dieser Beendigung der öf-

fentlichen Aktivitäten des SPK als Mitglieder der „Rote Armee Fraktion“ (RAF) in den Untergrund. Viele terroristische Attentate wurden von ehemaligen Mitgliedern des SPK begangen, etwa die Besetzung und Sprengung der deutschen Botschaft 1975 in Stockholm oder der Überfall auf die Teilnehmer der OPEC-Konferenz im selben Jahr in Wien unter dem Kommando des weltbekannten Terroristen „Carlos“.

1967 schrieb der CDU-Abgeordnete Walter Picard einen Brief an den inzwischen

zum rheinischen Landesrat für Gesundheit berufenen Prof. Kulenkampff und mich mit dem Vorschlag gemeinsamer Bemühungen um die Herbeiführung einer Psychiatriereform. Daraus entwickelte sich eine ziemlich erfolgreiche Interessengemeinschaft. Am 17.04.1970 hielt der Abgeordnete Picard für die damalige CDU-Opposition im Deutschen Bundestag eine historische Rede (Abb. 10), die er vorher mit Kulenkampff und mir besprochen hatte. Er schilderte den Zustand der deutschen Psychiatrie und stellte den Antrag, der Bundestag möge eine Enquete zur Erarbeitung einer Psychiatriereform beschließen. Der Antrag erhielt die Zustimmung aller Parteien, was nicht alltäglich ist.

Am 23.07.1971 berief die Bundesministerin für Gesundheit eine Kommission zur Durchführung dieser Enquete. Prof. Kulenkampff als politischer Fachmann wurde zum Vorsitzenden (Abb. 11) und ich als Reformpsychiater zu seinem Stellvertreter bestellt. Zugeordnet wurden der jeweilige Präsident der deutschen Fachgesellschaft für Psychiatrie (DGPN), der alle zwei Jahre neu gewählt wurde, und je ein Vertreter des Bundes und der Länder. Die Kommission hat mit 19 Mitgliedern aus einschlägigen Fachgebieten (Psychiatrie, Psychologie, Sozialarbeit, Allgemeinpraxis, Pflege) die Arbeit aufgenommen und im Oktober 1973 in einem Zwischenbericht dem Deutschen Bundestag und der Öff-

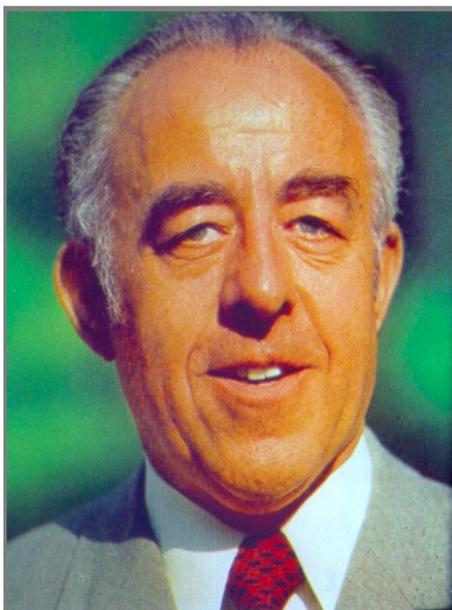


Abb. 10: Walter Picard (1923-2000) und die 44. Sitzung des Deutschen Bundestags – 6. Wahlperiode – in Bonn, Freitag, den 17. April 1970

Ich rufe nunmehr den letzten Punkt der heutigen Tagesordnung auf:

Beratung des Antrags der Abgeordneten Picard, Dr. Martin, Dr. Jungmann, Dr. Götz, Burger, Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein, von Thadden, Köster und der Fraktion der CDU/CSU

betr. **Situation der Psychiatrie in der Bundesrepublik**

— Drucksache W/474 —

Zur Begründung des Antrags hat der Herr Abgeordnete Picard das Wort.

Picard (CDU/CSU): Herr Präsident! Meine Damen und Herren!

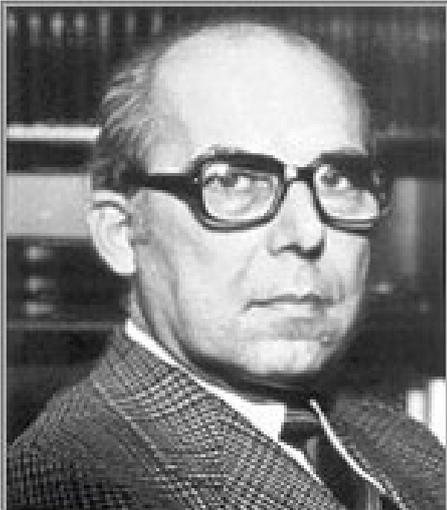


Abb. 11: Prof. Caspar Kulenkampff (1922-2002), Foto: LVR

fentlichkeit erklärt, dass „eine sehr große Anzahl psychisch Kranker und Behinderter in den stationären Einrichtungen...unter elenden, zum Teil als menschenunwürdig zu bezeichnenden Umständen leben müssen“ (Dt. Bundestag 1973, S. 23).

Die Kommission verlangte von den zuständigen Behörden sofortige Abhilfe. Den Schlussbericht der Kommission (Dt. Bundestag 1975 a, b) legten wir am 25.11.1975 der Bundesministerin für Gesundheit, Dr. Katharina Focke, vor.

Diese Enquete hat in der Psychiatrie einen umfassenden Systemwechsel angestoßen. Dass ihr dies gelang, war nicht nur den äußerst umfangreichen, teilweise widersprüchlichen Empfehlungen zu verdanken, sondern auch der Tatsache, dass während der Arbeit der Kommission außer deren Mitgliedern – am Ende 25 – noch Mitglieder

von interdisziplinär fokussierten Arbeitsgruppen mitwirkten: Ausbildung und Personal: 12 Mitglieder; Extramurale Dienste: 12; Ist-Daten: 8; Intramurale Dienste: 10; Geronto-Psychiatrie: 10; Kinder- und Jugendpsychiatrie: 8; Nomenklatur-Kommission: 3; Rechtsfragen: 8; Psychotherapie/Psychosomatik: 10; Suchtkranke: 10; Psychotherapie/Psychosomatik: 6 Gruppen mit insg. 36 Mitgliedern – und 6 Expertenteams mit insg. 25 Mitgliedern. Außerdem gab es noch zwei Beiräte, Trägerverbände mit 11 und Ländervertreter mit 8 Mitgliedern (Dt. Bundestag 1975b). Das bedeutete, dass etwa 176 Personen (inkl. einiger Mehrfachzählungen) aktiv an dem Enquetebericht mitgewirkt haben und natürlich damit auch zu Botschaftern der von der Enquete ausgearbeiteten Psychiatriereform geworden waren. Außerdem lagen die Enqueteempfehlungen all jenen Ministerien vor, die für irgendwelche Bereiche der Versorgung psychisch Kranker zuständig waren. Die Beamten legten ihren Entscheidungen über die Pläne neuer psychiatrischer Krankenhäuser, über die Ausweitung des Personals und über jede Form staatlicher Finanzierung der psychiatrischen Krankenversorgung widerspruchsfreie Passagen der Enquete zugrunde.

Außerdem hat der damalige Finanzminister Matthöfer (SPD) noch vor der offiziellen Kenntnisnahme der Enquete durch die Regierung aus Mitteln des Finanzministeriums 400.000,- DM zur Verfügung gestellt, die ein Modellprogramm zum Ausbau moderner außerstationärer psychiatrischer Einrichtungen ermöglichen

sollten, denn für die stationäre Versorgung war der Bund nicht zuständig. Dieses Modellprogramm, dessen Vorsitz wiederum Prof. Kulenkampff aufgetragen wurde, hat in einigen Städten und Landkreisen eine außerordentlich schnelle Entwicklung eines gemeindepsychiatrischen Versorgungsnetzes ermöglicht.

Charakteristika des angesprochenen Systemwechsels waren beispielsweise die Schaffung neuer Stellen für ärztliches und Pflegepersonal, um die bisherige Unterversorgung auszugleichen, und die Modernisierung der Unterbringung von Kranken, bis der Standard normaler Krankenhäuser erreicht war. Große Säle, wie sie in den Anstalten üblich waren, wurden abgeschafft und in den Neubauten einheitlich durch Zwei-Bett-Zimmer und Aufenthaltsräume ersetzt. (Abb. 12a, 12b). Die von uns entwickelte und begonnene Zusatzausbildung für das Pflegepersonal wurde als psychiatrische Weiterbildung für Pflegepersonal staatlich anerkannt und von vielen psychiatrischen Zentren weitergeführt. Die neuen psychiatrischen Krankenhäuser wurden nicht mehr isoliert bevölkerungsfern, sondern verbunden mit Allgemeinkrankenhäusern errichtet. Die ehemaligen staatsfernen „Irrenspitäler“ wurden mit einer Ausnahme nicht geschlossen, sondern in moderne, offene, multidisziplinäre Psychiatriezentren verwandelt und die Gitter an den Fenstern entfernt. Dennoch sind die ehemaligen Anstalten ein Problem geblieben. Sie werden mit Recht heute noch von den Psychiatern, deren Krankenhäuser Teile von Allgemeinhäusern sind, ernsthaft



Abb. 12a: Ein modernes Zwei-Bett-Zimmer für männliche Patienten im Zentralinstitut für Seelische Gesundheit (ZI), Mannheim, (Quelle: ZI)



Abb. 12b: Aufenthaltsraum für Männer und Frauen auf einer Station im ZI, (Quelle: ZI)

kritisiert, denn nach wie vor bestehen bei einigen von ihnen Reste von Isolierung, die eine Beziehung der Kranken zu ihren Angehörigen, zur Gemeinde, zu zeitweilig benötigten körpermedizinischen Disziplinen erschweren.

Die Dauer der stationären Behandlung konnte durch die neu entwickelten Medikamente, durch Psycho- und Psychotherapie erheblich abgekürzt werden. Für die Nachbehandlung stehen nun Tageskliniken, Fachambulanzen und niedergelassene Ärzte zur Verfügung. Unser Modell der gemeindepsychiatrischen Versorgung einer Großstadt, das wir mit Unterstützung durch die Weltgesundheitsorganisation errichtet haben, wurde anfangs zum Modell für die Reform der psychiatrischen Versorgung vergleichbarer Regionen, bspw. der Regionen Bozen und Madrid. Auch in der fernen VR China wurden unsere Publikationen für die Neuorganisation der psychiatrischen Versorgung aufmerksam gelesen, und es bildete sich eine wachsende Gruppe junger chinesischer Psychiater, die denselben Weg in der Volksrepublik gehen wollten, den wir hinter uns haben. Der Hauptvertreter, Prof. Dr. Xudong Zhao, der zwei Jahre in Heidelberg verbracht hatte und dort promoviert wurde, hat wieder Kontakt zu mir gesucht, und ich habe ihn vom Vorstand der DGPPN zum Vortrag über die Versorgung psychisch Kranker in der VR China auf dem Jahreskongress 2015 einladen lassen. Er hat mit zahlreichen genauen Daten lebendig vorgetragen und gezeigt, dass die Situation der psychiatrischen Krankenversorgung in der VR China heute jener in Deutschland vor der Enquete ähnelt, teilweise aber auch noch schlimmer ist. Wir haben den Vortrag ins Deutsche übersetzt und für dessen Veröffentlichung in der Zeitschrift „Der Nervenarzt“ gesorgt (Zhao 2017).

Inzwischen ist in Deutschland unser gemeindepsychiatrisches Modell Allgemeingut geworden. Damit ist unsere Vorbildfunktion weitgehend erloschen. Die deutsche Psychiatriereform war nicht nur nach dem Urteil der zuständigen Mental-Health-Abteilung der Weltgesundheitsorganisation international die erfolgreichste. Sie hat sich über lokale, traditionelle Hemmnisse weitgehend hinweggesetzt

und ist in nahezu gleicher Form von den Regierungen aller Bundesländer realisiert worden. Nach der Wende ist sie auch im Osten mit großem Aufwand nachvollzogen worden. Wir hoffen, dass es niemals wieder einen Rückfall in ähnliche Verhältnisse gibt, wie sie die psychisch Kranken in unserer deutschen Geschichte erleben mussten.

Heinz Häfner

Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse

Danksagung

Ich danke Herrn Prof. Dr. Matthias Kind, Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften (HAdW), und Herrn Dr. Herbert von Bose sowie Frau Uta Hüttig, Presse und Öffentlichkeitsarbeit der HAdW, für ihre intensive redaktionelle Unterstützung meines Manuskripts. Meiner Forschungssekretärin Auli Kumpulainen-Tremmel danke ich für die Anfertigung und Kontrolle des Manuskripts.

Literatur

- Ammerer H (2011). Am Anfang war die Perversion. Richard von Krafft-Ebing. Styria, Wien.
- Binding K, Hoche A (1920). Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form. Verlag Felix Meiner, Leipzig.
- Deutscher Bundestag (1973). Zwischenbericht der Sachverständigenkommission zur Erarbeitung der Enquete über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland. Bundesdrucksache 7/1124.
- Deutscher Bundestag (1975a). Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland zur psychiatrischen und psychotherapeutisch/psychosomatischen Versorgung der Bevölkerung — 7. Wahlperiode, Drucksache 7/4200.
- Deutscher Bundestag (1975b). Anhang zum Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland zur psychiatrischen und psychotherapeutisch/psychosomatischen Versorgung der Bevölkerung. 7. Wahlperiode, Drucksache 7/4201. Bonner Universitätsdruckerei, Bonn.
- Dörre S (2021). Zwischen NS-„Euthanasie“ und Reformaufbruch. Die psychiatrischen Fachgesellschaften im geteilten Deutschland. Springer-Verlag, Berlin.
- Ernst K (1983). Geisteskrankheit ohne Institution. Eine Feldstudie im Kanton Fribourg aus dem Jahr 1875. Schweizer Archiv für Neurologie, Neurochirurgie und Psychiatrie 133: 239-262.
- Fischer F (1878). Zur Geschichte der Großherzoglichen Heil- und Pflegeanstalt vom Jahre 1803 bis jetzt. Allg Zeitschr für Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medizin 34:353-366.
- Häfner H (1965). Dringliche Reformen in der psychiatrischen Krankenversorgung der Bundesrepublik. helfen und heilen 4, 1-8.
- Häfner H (2015). Psychiatriereform in Deutschland. Vorgeschichte, Durchführung und Nachwirkungen der Psychiatrie-Enquete. Ein Erfahrungsbericht. Schriftenreihe der DGGN 21: 459-495.
- Häfner H (2018). Das Sozialistische Patientenkollektiv an der Universität Heidelberg 1970–1971. Eine revolutionäre Bewegung gegen die Psychiatrie, die traditionelle Medizin und die staatliche Ordnung der Bundesrepublik Deutschland. Nervenheilkunde 37: 901–909.
- Häfner H & Martini H (2011). Das Zentralinstitut für Seelische Gesundheit. Gründungsgeschichte und Gegenwart. C.H. Beck, München
- Hanrath S (2002). Zwischen Euthanasie und Psychiatriereform. Ferdinand Schöningh, Paderborn.
- Janzowski F (2015). Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch: '... so intensiv wenden wir unsere Arbeitskraft der Ausschaltung der Erbkranken zu.' Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher.
- Kersting FW, Schmuhl HW (Hrsg.) (2004). Quellen zur Geschichte der Anstaltspsychiatrie in Westfalen, Bd. 2: 1914-1955. F. Schöningh, Paderborn.
- Kraepelin E (1893). Psychiatrie. Ein kurzes Lehrbuch für Studierende und Aerzte, 4. Aufl. Abel-Verlag, Leipzig.
- Roller CFW (1831). Die Irrenanstalt in allen ihren Beziehungen. C.F. Müller, Karlsruhe.
- Stier B (1988). Fürsorge und Disziplinierung im Zeitalter des Absolutismus. Das Pforzheimer Zucht- und Waisenhaus und die badische Sozialpolitik im 18. Jahrhundert. Band 1. Thorbecke-Verlag, Sigmaringen.
- Zhao X (2017). Chinas erstes Gesetz zur psychischen Gesundheit 2013. Ein historischer Schritt auf dem Weg zu einem Menschenrecht. Nervenarzt 88:500-509 (doi: 10.1007/s00115-017-0314-2).

Woran arbeiten Sie gerade, Herr Leonhard?

Verglichen mit dem Empire als typischer Herrschaftsform früher Zivilisationen und weltweit ausdifferenziert zwischen etwa 1450 und 1650 war der Nationalstaat im 19. Jahrhundert eine eher späte und sekundäre Erscheinung. Den globalen Normalfall historischer Entwicklung stellten Empires auch im langen 19. Jahrhundert zwischen 1776/1789 und den Umbrüchen des Ersten Weltkriegs dar. Dabei kam es zu spannungsreichen Übergängen zwischen Empires und Nationalstaaten, welche die Unterschiede zwischen beiden Formen von Staatlichkeit zunehmend verwischte. In praktisch allen Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts entwickelten sich imperiale Agenden und koloniale Expansionsphantasien, weil Zeitgenossen glaubten, dass nur „imperialisierende Nationalstaaten“ im internationalen Konkurrenzkampf überleben konnten. Umgekehrt wurde für viele „nationalisierende Empires“ die Orientierung an einer Nation als Kern der Integration von Vielfalt leitend, sei es im Pangermanismus der Habsburgermonarchie, im Panslawismus des Zarenreichs oder dem Panturkismus im Osmanischen Reich.

Zusammen mit meiner Rostocker Kollegin Ulrike von Hirschhausen sitze ich am Abschluss einer größeren Monographie mit dem Titel „Empires. Die Krise der Vielfalt im 19. Jahrhundert“. Das Buch stellt die Geschichte multiethnischer Empires und die Krise der Vielfalt im 19. Jahrhundert in den Mittelpunkt und fragt, wie und warum multiethnische Vielfalt zur Krise führte. Die besondere historische Relevanz von Empires und ihre Fortwirkung bis in unsere eigene Gegenwart seit den großen Umbrüchen des 20. Jahrhunderts erklärt diesen besonderen Fokus. Denn die suggestive Vorstellung, dass zwischen 1850 und 1900 mit dem scheinbaren Triumph homogener Nationalstaaten in Europa das Ende der heterogenen Empires nur noch eine Frage der Zeit gewesen sei, verdeckte eine kompliziertere Entwicklung und war als Interpretation immer auch der Logik des Rückblicks geschuldet. Dass das Zarenreich, die Habsburgermonarchie und das Osmanische Reich die Krisenphase

zwischen 1917 und 1923 nicht überlebten, schien auf den ersten Blick den Gegensatz zwischen dem von Woodrow Wilson und den Bolschewiki vertretenen neuen Prinzip nationaler Selbstbestimmung und dem Bild autokratischer Empires als „Völkergefängnisse“ und den Sieg der progressiven Idee zu bestätigen. Doch gleichzeitig erlebten die Kolonialreiche Großbritanniens und Frankreichs erst nach dem Ersten Weltkrieg ihre maximale Ausdehnung.

Auch die Vorstellung, dass im Spannungsbogen des 20. Jahrhunderts zwischen 1917-23 und 1989-91 Empires während des Kalten Krieges und der Dekolonisation endgültig verschwunden seien, ist so nicht haltbar. Gerade die Sowjetunion mit ihrem postimperialistischen Selbstverständnis führte imperiale Traditionen fort, die schließlich auch im Russland der Gegenwart dazu dienen, geopolitische Ansprüche und Expansionen zu begründen. Gegenüber der programmatischen Abgrenzung der Sowjetunion gegenüber dem Zarenreich, oder auch der Türkei nach 1923 gegenüber dem Osmanischen Reich, fallen heute eher die strukturellen Ähnlichkeiten gegenüber ihren Vorgänger-Empires auf.

Das Ende des Kalten Krieges und die Auflösung der Sowjetunion gab nicht allein den Blick auf den multiethnischen Charakter des Sowjet-Imperiums frei, sondern führt auch zu der Frage, ob die Vereinigten Staaten als letztes noch verbliebenes Empire die künftige Weltordnung stabilisieren könnten. Seitdem hat sich eine multipolare Weltordnung entwickelt, in der das Empire als Ordnungsmodell an Bedeutung eher gewonnen hat, sei es affirmativ oder kritisch. Nicht zufällig beruft sich die Volksrepublik China in ihrer Politik auf den Territorialbestand der Qing-Dynastie, den erst die koloniale Durchdringung durch europäische Kolonialmächte seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Frage stellte. Zwischen den USA und dem Aufstieg Chinas mit seinem imperialen Zukunftsanspruch hat sich eine neue interimperiale Konfliktkonstellation gebildet. Die Rückkehr religiös legitimer oder ethnischer Gewalt auf dem Gebiet ehe-



Colomb, J. C. R. (John Charles Ready), Imperial Federation, Weltkarte mit der Ausdehnung des Britischen Weltreichs im Jahr 1886. Beilage zu The Graphic, 24. Juli 1886 (Detail)

maliger Empires, sei es im Zerfallsprozess Jugoslawiens, in der Ukraine oder in Syrien und im Irak hat die Suche nach Ordnungsstrukturen intensiviert, die ethnische und regionale Differenzen überwölben können.

Mit der konsequenten Historisierung von Nation und Nationalstaat angesichts neuer Regionalismen und der Verschiebung von nationalstaatlichen Souveränitätsrechten an supranationale Institutionen wie im Prozess der europäischen Integration hat sich der Blick auf Erfahrungen verschoben, die jenseits des idealisierten Modells des Nationalstaats mit dem ihm zugeschriebenen Homogenisierungsanspruch liegen. Auch die Entwicklung der Europäischen Union wirft Fragen nach dem Umgang mit Vielfalt und nach politischen Integrationsstrategien jenseits des Nationalstaats auf. Ob die Europäische Union wirklich ein pazifizierendes „soft“ oder „benign empire“ darstellt, das man mit dem Heiligen Römischen Reich oder der Habsburgermonarchie vergleichen kann oder nicht – das Empire als Kategorie bleibt in all diesen Diskussionen ein entscheidender Anknüpfungspunkt für das Zusammenleben unserer Gegenwart.

Jörn Leonhard
Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Mannheim, Stuttgart, Kirchheimbolanden und anderswo

30 Jahre Hofmusikforschung an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften

Ein lichtdurchfluteter Saal mit prächtigen Stukkaturen und eleganten Lüstern, ein Bühnenpodium für ein Ensemble von Musikern, dazu konzentriert lauschendes Publikum: Am 17. Juli 2021 fand im sogenannten Mozartsaal des Schwetzingen Schlosses das Abschlusskonzert des Forschungsprojekts „Geschichte der Südwestdeutschen Hofmusik im 18. Jahrhundert“ statt – in einer Umgebung, die (musik)geschichtsträchtiger kaum sein könnte: Denn seinen heutigen Namen bezieht dieser Saal aus der Erinnerung an Wolfgang Amadé Mozart, der hier im Sommer 1763 als siebenjähriger Klaviervirtuose das kurfürstliche Paar und den gesamten Hofstaat in Erstaunen und Entzücken versetzte. Tatsächlich stand dieser prunkvoll ausgestattete Festsaal schon zu Zeiten Kurfürst Karl Theodors neben Banketten, Bällen oder Karten- und Glücksspielen auch für musikalische Darbietungen, Akademien genannt, zur Verfügung – für alle Arten höfischer Unterhaltung mit hin. Eine Bestuhlung, wie wir sie heute als selbstverständlich empfinden, die Ausrichtung auf eine Bühne und die darauf dargebotene Musik, existierte freilich nicht. Sie ist die Errungenschaft einer bürgerlichen Kultur, die den Kunstgenuss über das gesellschaftliche Ereignis stellte, die Musik und die Musiker ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte und das Gemeinschaftserlebnis dem höfischen Zeremoniell einschließlich seiner hierarchischen Organisation vorzog.

Das jetzt nach fünfzehn Jahren Förderzeitraum abgeschlossene Projekt war 2006 aus einem Vorgängerprojekt hervorgegangen, das die Erforschung der Mannheimer Hofkapelle zum Thema hatte, und das sich ebenfalls fünfzehn Jahre lang einer einzigen Hofkapelle widmen durfte – freilich der vielleicht bedeutsamsten im deutschsprachigen Raum in einer für die musikgeschichtliche Entwicklung bedeutsamen Zeit. In den 36 Jahren zwischen 1742 und 1778, in denen Karl Theodor die politischen

Geschicke der Pfalz bestimmte, fand eine der größten Umwälzungen der Musikgeschichte statt, und die Musikpflege am pfälzischen Hof hatte daran einen nicht unbeträchtlichen Anteil. Diese Wende artikulierte sich auf verschiedenen Ebenen – in den dramaturgischen wie musikalischen Reformen im Bereich der Oper, in der Herausbildung neuer kompositorischer Verfahren wie der motivisch-thematischen Arbeit oder musikalischer Formen wie dem Sonatensatzprinzip, vor allem aber: in einem epochalen „renversement“, einer Umkehrung des Verhältnisses von Vokal- und Instrumentalmusik. Jahrhundertlang hatte die Instrumentalmusik als die mindere Schwester der Vokalmusik gegolten, war text-lose Musik als sinn-lose Musik verstanden worden und bestenfalls in Form von Tanz- oder Militärmusik, auch als klangliche Aura eines Herrschers in Form von Trompetenfanfaren akzeptiert gewesen. Kompositorische Neuerungen wie etwa der polyphone Satz oder die Da-Capo-Form hatten im Bereich der Vokalmusik stattgefunden und waren von der Instrumentalmusik adaptiert worden. In der Mitte des 18. Jahrhunderts kehrte sich dieses Verhältnis, nach einer langen, zunächst zaghaften, später immer selbstbewussteren Emanzipationsgeschichte, endgültig um. Fortan fand der musikalische Fortschritt in der Instrumentalmusik statt, und die Vokalmusik trat ins zweite Glied und orientierte sich nun ihrerseits an den Entwicklungen in der textlosen Musik.

Bei Hofe war das Musikleben grundsätzlich an den musikalischen Vorlieben des Herrschers oder des Herrscherpaares ausgerichtet. Musik war teuer, und sie war eine flüchtige Kunst: Die Aufführung einer einzigen Oper konnte Unsummen für teure Sängerstars, für eine verschwenderische Bühnenausstattung, für ein großes Orchester verschlingen. Festliche Anlässe wie etwa fürstliche Hochzeiten, Taufen oder Namenstage, aber auch die Geburt eines

Thronfolgers etwa im fernen Paris musste dem Anlass entsprechend prunkvoll gefeiert werden, um politische Verbundenheit zu demonstrieren, und was hätte dazu besser gepasst als eine kostspielige, ephemere Veranstaltung, ein großbesetztes Festkonzert oder ein auf den Anlass zugeschnittenes musikalisches Schauspiel? Weil aber die Musik so teuer war, fiel sie alsbald dem Rotstift zum Opfer, sowie das Geld anderweitig benötigt wurde, etwa für einen Krieg und die Ausstattung des Heeres. Und wenn ein Fürst sich ohnedies wenig für Musik interessierte, fiel ihm die Entscheidung, das Geld statt für höfische Repräsentation doch eher für Waffen auszugeben, umso leichter. Auch ein Generationswechsel konnte sich auf die Musikpflege bei Hof auswirken, wenn etwa ein amüsischer Kronprinz seinem musikbegeisterten Vater auf dem Thron folgte und alle Musiker entließ. Für die Musiker selbst war das Dasein prekär; niemand wusste, ob er bei nächster Gelegenheit noch Arbeit haben würde.

Bei Karl Theodor war das anders. Er liebte die Musik, spielte mehrere Instrumente, und er erkannte neben dem Unterhaltungswert auch das politische Potential einer Musikpflege, mit der man internationales Renommée erwerben, Allianzen betonen und hörbar machen konnte. Und er hatte einen Trumpf in seinem goldbetresten Ärmel, der es ihm erlaubte, seine musikalischen Ambitionen dauerhaft zu finanzieren und vor den Wechselfällen der Staatskasse zu schützen. 1743 war die Kurfürstin Anna Maria Luisa de' Medici, Witwe seines Vorgängers Johann Wilhelm, gestorben und hatte testamentarisch eine Stiftung hinterlassen, deren beträchtliche Geldmittel ausschließlich für die Hofmusik verwendet werden durften. Karl Theodor investierte sie in ein Orchester, wie es Europa bis dato noch kaum gesehen hatte – mit festangestellten Musikern, die über Jahre und Jahrzehnte hinweg gemeinsam musizierten,

Aus den Forschungsstellen

auf eine ordentliche Ausbildung und einen gleichbleibenden Qualitätsstandard achteten und eine spezifische Orchesterkultur entwickelten, weil sie nicht als die Summe individueller, zusammengewürfelter Instrumentalisten auftraten, sondern zu einem einheitlichen Klangkörper verschmolzen, und die darüber hinaus auch in der Lage waren, für ihr eigenes Instrument, aber auch für das gesamte Orchester Musik zu komponieren. Die Stiftung erlaubte es Karl Theodor auch, Opern in großem Stil aufzuführen – prächtige höfische Opern zu repräsentativen Anlässen im Winter im Stadtschloss in Mannheim, und alle Arten europäischer Opernformen im neuerbauten Theater und im Schlossgarten in Schwetzingen, arkadische Serenaden, komische Opern in italienischer oder französischer Sprache, deutsche Singspiele, Ballettopern und anderes mehr: Hier ließen Kurfürst und Kurfürstin ihrer Neugier auf alles, was sich auf den Opernbühnen des Kontinents tat, freien Lauf. Dass die Mannheimer Hofmusik etwas Besonderes war, wusste man in ganz Europa. Zahlreiche Reisende aus aller

Herren Länder berichteten begeistert über musikalische Aufführungen in Mannheim oder Schwetzingen und mehrten den Ruhm eines Fürsten, der politisch eher glücklos agierte und als Staatsmann deutlich weniger geschätzt wurde.

Jahrhundertlang, bis ins 18. Jahrhundert hinein waren die Kirchen einerseits und die Fürsten- und Adelhöfe andererseits die wichtigsten Orte für Musikpflege ganz allgemein gewesen. Viele musikalische Gattungen, die wir heute im Konzert anhören, hatten ursprünglich die Aufgabe gehabt, den Fürsten und seine Gäste zu unterhalten – die Kammermusik, die Cembalomusik, die Tanzmusik. Und nicht immer hörten die Hochwohlgeborenen tatsächlich zu. Ein Divertimento, eine Suite, eine Triosonate oder ein Quatuor konnte durchaus einmal als Geräuschkulisse für eine angeregte Unterhaltung, als Musik zum Weghören dienen, unabhängig von der Qualität der Komposition oder der Interpretation. Auch die Oper, die sich später zu einer kommerziellen Kunstform für ein zahlendes Publikum ent-

wickeln sollte, war als höfisches Unterhaltungsmedium entstanden. Jeder Hof aber organisierte seine Hofmusik anders. Vergleichende Untersuchungen unterschiedlicher Hofmusikulturen boten sich daher an. Und der Südwesten eignete sich besonders gut für derartige Studien. Denn während große, bedeutende Höfe wie der preußische, der bayerische oder der sächsische eine Strahlkraft entfalteten, die alles andere im Umkreis in den Schatten stellte, hatte sich in dem Gebiet, das heute von Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz abgedeckt wird, auf geographisch vergleichsweise engem Raum eine Konkurrenz unter zahlreichen Fürstentümern entwickelt, die nicht nur auf politischem, sondern vor allem auf kulturellem Terrain ausgetragen wurde. Karl Theodor von der Pfalz und Karl Eugen von Württemberg versuchten sich mit unterschiedlichem Erfolg, gegenseitig die besten Musiker abzujagen, und förderten solche, die ihren eigenen Geschmack am besten bedienten. Ignaz Holzbauer etwa, langjähriger Mannheimer Hofkapellmeister, war ursprünglich in Stuttgart in dieser Funktion



Foto: HAdW/Tobias Schwerdt

tätig gewesen. Und Nicolò Jommelli, dessen Opern auch in Mannheim gespielt wurden, bevorzugte Stuttgart als Stätte seines Wirkens. Während Karl Theodor in Mannheim die Opernreform mit Auftragskompositionen für einschlägige Musiker wie Francesco di Maio, Johann Christian Bach oder Tommaso Traetta unterstützte, förderte Karl Eugen in Stuttgart die italienische Oper, aber gleichzeitig auch die Ballettreform, die vor allem durch seinen französischen Ballettmeister Jean Georges Noverre vorangetrieben wurde. An einer Orchesterkultur wie in Mannheim lag Karl Eugen wenig. Und trotzdem trieb er mit seiner (auch und vor allem musikalischen) Verschwendungssucht sein Land fast in den finanziellen Ruin.

Und es waren nicht nur die großen Höfe wie Mannheim und Stuttgart, die sich an der Konkurrenz beteiligten. Karlsruhe, Rastatt oder Zweibrücken spielten eine gewichtige Rolle im Konzert der südwestdeutschen Hofmusiken, Donaueschingen, Leiningen

oder Kirchheimbolanden bemühten sich mitzuhalten, wenn auch im deutlich kleineren Rahmen ihrer Möglichkeiten. Sie alle tragen zum Gesamtbild einer Hofmusik bei, die bis heute die Musikkultur in Deutschland mitprägt – als Kleinstaaterei geschmäht, als kulturelle Vielfalt gepriesen. Es würde sich lohnen, eine solche vergleichende Hofmusikforschung auf den gesamten deutschen Raum auszudehnen und nicht nur die süddeutschen, sondern vor allem auch die Höfe nördlich des Mains, die protestantischen Hofhaltungen in Mittel- und Norddeutschland, zum Vergleich heranzuziehen. Dabei würde sich auch zeigen, dass die Musik und die Musiker all jene politischen und konfessionellen Grenzen, die so oft in kriegerische Auseinandersetzungen mündeten, fröhlich unterlaufen haben. Vieles von dem, was in den Geschichtswissenschaften heute zum methodischen Instrumentarium gehört, nimmt in der Hofmusikforschung bereits einen zentralen Platz ein – Netzwerkforschung, Verflechtungsgeschichte,

transnationale und transkulturelle Untersuchungen im Angesicht einer so bunten Musikkultur, dass sich jegliche Festlegung von selbst zu verbieten scheint. Anders als in den Kirchen, wo zumindest auf die konfessionelle Zugehörigkeit geachtet wurde, trafen sich an den Höfen Musiker jeglicher Herkunft, jeglicher Konfession, jeglichen Erfahrungshorizonts. Glücklich der Fürst, der italienische Sänger, französische Tänzer, böhmische Geiger, deutsche Cembalisten sein Eigen nennen konnte. Der Musik tat es gut, wenn sie Einflüsse von überallher in sich aufnehmen konnte.

Mit dem Abschlusskonzert vom 17. Juli 2021 im Schwetzingen Mozartsaal mit Werken von Komponisten, die an den verschiedenen südwestdeutschen Hofkapellen tätig waren, hat das Forschungsprojekt noch einmal dokumentiert, wofür es sich – neben der musikhistorischen Forschung im klassischen Sinne – auch zuständig gefühlt hat. Denn Musik ist dazu da, nicht nur stu-

Südwestdeutsche Hofmusik im 18. Jahrhundert

Das Forschungsprojekt „Südwestdeutsche Hofmusik im 18. Jahrhundert“ unter der Leitung von Prof. Dr. Silke Leopold befasste sich von 2006 bis 2020 mit der Sammlung und Aufbereitung musikalischer Quellen südwestdeutscher Hofkapellen. Damit hatte das Projekt die Nachfolge des vorherigen Projektes „Geschichte der Mannheimer Hofkapelle im 18. Jahrhundert“ angetreten. Mit Dr. Bärbel Pelker und Dr. Rüdiger Thomsen-Fürst konnten zwei fachkundige und engagierte Wissenschaftler übernommen werden.

Im Projekt „Südwestdeutsche Hofmusik im 18. Jahrhundert“ lag ein besonderer Fokus auf der Sozial- und Institutionsgeschichte der südwestdeutschen Hofkapellen sowie auf Vergleichen mit dem gesamteuropäischen Kontext. Darüber hinaus bildeten auch die Kompositions- und Aufführungspraxis sowie die Entwicklung hin zum modernen Orchester (mit Neuerungen im Instrumentenbau des 18. Jahrhunderts) Forschungsschwerpunkte. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse wurden in einer Schriftenreihe, in Noteneditionen und Ausstellungen, Vorträgen und Rundfunksendungen vorgestellt. Auch bei Festivals und Konzerten, wie beispielsweise den Schwetzingen SWR Festspielen, konnten Forschungsergebnisse an die Öffentlichkeit gebracht und

in der Praxis vorgeführt werden. Durch Opernproduktionen (2012 Anton Schweizers *Rosamunde*, 2014 Johann Adolf Hasses *Leucippo*, 2018 Antonio Salieris *La fiera di venezia*), die Ausstellung zum 300. Geburtstag von Leopold Mozart im Karl-Wörn-Haus in Schwetzingen und den musikhistorischen Stadtrundgang in Schwetzingen sowie vielen weiteren Veranstaltungen wurde immer wieder eine Brücke zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit gebaut.

Der besondere Bezug zu Schwetzingen konnte durch die Nutzungsmöglichkeiten der Räume im Palais Hirsch verstärkt werden, in denen das Projekt zehn Jahre lang forschen und wirken konnte.

Neben den o.g. Mitarbeitenden waren die Wissenschaftlerinnen Dr. Sarah-Denise Fabian, Yevgine Dilanyan und Sanja Aleksic in der Forschungsstelle beschäftigt. Das nun abgeschlossene Projekt wirkt teilweise in dem Forschungszentrum „Hof – Musik – Stadt“ fort, das die Akademie in Kooperation mit dem Musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Heidelberg und der Staatlichen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Mannheim ins Leben gerufen hat.

diert, sondern vor allem auch gehört zu werden. Mit seinen Noteneditionen, von der kleinen Kammermusikbesetzung über großbesetzte Sinfonien und kirchenmusikalische Werke bis hin zu vollständigen Opern hat das Projekt dazu beigetragen, das Konzertrepertoire unserer heutigen Zeit zu er-

weitern und Musik wieder zum Klingen zu bringen, die mehr als zweihundert Jahre in den Archiven ihrer Wiederentdeckung entgegenschlummert hat. 30 Jahre Hofmusikforschung an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, ein neues Bild von der Musikgeschichte in der Mitte des

18. Jahrhunderts, unzählige neue Detailerkennnisse, Archivfunde, wissenschaftliche Publikationen und Noteneditionen: und (hoffentlich) noch immer kein Ende.

Silke Leopold
Mitglied der Philosophisch-
historischen Klasse

Philosophischer Glaube und christlicher Offenbarungsglaube

Jahrestagung 2021 der Bernhard-Welte-Gesellschaft in Kooperation mit der Heidelberger Forschungsstelle der Karl-Jaspers-Gesamtausgabe (KJG)

Jaspers' innovatives Konzept eines philosophischen Glaubens kommt dem Selbstverständnis unserer säkularen, aber religionsoffenen Gesellschaft entgegen. Es bestätigt freilich auch das Risiko der Entleerung und Vergleichültigung religiöser Gehalte im Medium bloßer Reflexion. Über Stärken und Schwächen dieses Konzepts, vor allem seine Herausforderung für den christlichen Offenbarungsglauben, diskutierten Referenten und Referentinnen mit dem Auditorium einer gut besuchten und lebhaften Tagung, die Anfang Oktober von der Bernhard-Welte-Gesellschaft e.V. in Kooperation mit der KJG, dem Lehrstuhl für Christliche Religionsphilosophie an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg und der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg veranstaltet wurde.

In einer berühmten Passage aus *Ecce Homo* greift Nietzsche, um das Phänomen der Inspiration zu beschreiben, auf den Begriff Offenbarung zurück. Die Quintessenz der Offenbarung sei ihre Alternativlosigkeit „in dem Sinn, daß plötzlich, mit unsäglichlicher Sicherheit und Feinheit, etwas *sichtbar*, hörbar wird, etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft“: „Man hört, man sucht nicht; man nimmt, man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern – ich habe nie eine Wahl gehabt.“ Thomas Mann adaptiert diese Stelle in seinem Nietzsche-Roman *Doktor Faustus* und schiebt sie dem Teufel unter. Eine Offenbarung, bei der es „keine Wahl“, kein

Nachbessern und „Basteln gibt“: die sei nur „mit dem Teufel“ möglich, „nicht mit Gott, der dem Verstande zu viel zu tun übrig läßt“. Auch für Jaspers ist die behauptete Eindeutigkeit bzw. der Rigorismus der Wahrheit nicht akzeptabel, aber heißt das, dass wir, wo der Verstand im Spiel bleibt, Offenbarungen misstrauen müssen?

Von den Theologen erwartete Jaspers ein klares Bekenntnis der Parteilichkeit: Offenbarung könne nur eindeutig und punktgenau, und damit exklusiv sein. Mehrdeutigkeit als System zeichne dagegen den *philosophischen* Glauben aus, einen Glauben mit rein menschlichem Antlitz sozusagen, der zwar von Gott spricht, dies aber nur in gleichsam gebrochener Gestalt mit und durch Chiffren der Transzendenz tun könne.

Nur, was ist das – die „Transzendenz“? Ein bloßes Schema, kein reales Gegenüber und im Grunde „tief langweilig“, fand Karl Barth, Jaspers' scharfzüngiger Basler Kollege. Es mochten solche Äußerungen gewesen sein, die bei Jaspers den Eindruck verfestigten, mit Theologen könne man nicht ernsthaft diskutieren. Der Eindruck war nicht korrekt, jedenfalls nicht fair. Tatsächlich gab es innerhalb der akademischen Theologie eine durchaus interessierte und gut informierte Jaspers-Rezeption, nicht zuletzt bei dem Freiburger Religionsphilosophen Bernhard Welte, an dessen differenzierte Auseinandersetzung mit Jaspers Laura Bonvicini (Trient) erinnerte. Dass Jaspers' Dünnhäutigkeit gegenüber theologischen Standpunkten und Deutungsansprüchen auch tiefer liegende,



Linkes Foto: Karl Jaspers in den 1960er Jahren, © Karl Jaspers-Stiftung - rechtes Foto: Bernhard Welte, privat

biographische Gründe hatte, zeigte Bernd Weidmann (Heidelberg): Wie Notizen aus dem Nachlass verdeutlichen, kristallisierte sich der abstrakte „Halt in der Transzendenz“, konfrontiert mit Grenzsituationen des Ausgestoßenseins, unter dem Druck der NS-Zeit zu lebensgeschichtlich einschneidenden Erfahrungen eines persönlichen Gottesbezugs – Erfahrungen, die an den inkommunikablen Kern dessen rührten, was Jaspers selbst „Existenz“ nannte und einen Weg wies, den er in seinem Denken nach 1945 nicht wieder aufgenommen hat.

Insofern gehorcht der Rückzug ins Reich der Chiffren auch einer Dynamik selbstaufgelegter Distanzierung. Aus christlich-theologischer Sicht ist zumindest auffällig, wie massiv Jaspers die Menschwerdung Gottes als Vergegenständlichung der Transzendenz kritisiert, ohne dem hermeneutischen Mehrwert inkarnatorischer Offenbarung nachzugehen, der zumindest den Anspruch erhebt, die Heilsquelle der Transzendenz auf eine für uns Menschen verständlichere Weise auch geschichtlich zu konkretisieren (Josef Zöhrer, Freiburg).

Es ist vor allem dieser Aspekt der – theologisch gesprochen – größeren Heilswirksamkeit einer geschichtlichen Konkretion der unendlichen Bedeutsamkeit von Transzendenz für die menschliche Existenz, den insbesondere Bernhard Welte in das Gespräch christlicher Theologen mit Jaspers' Konzept des philosophischen Glaubens einbrachte (Markus Enders, Freiburg). Joachim Ringleben (Göttingen) vermutete hinter Jaspers' entschiedener Kritik des christlichen Offenbarungsgedankens letztlich ein sprachphilosophisches Defizit: Jaspers' instrumentelle Sprachauffassung, die vor einem Dualismus von Sprache und Welt stehen bleibt, statt die Sprache selbst als ein Offenbarungsgeschehen anzuerkennen, in dem Wirklichkeit zur Sprache kommt und – nur so – sich zeigt. „Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache“, zitierte Ringleben Gadamer. Dies gelte zumal für das vermeintlich reine Ansichsein der Transzendenz. Damit ist der Streit um die Ein- und die Vieldeutigkeit der Manifestation von Transzendenz allerdings noch nicht zu den Akten gelegt. Für Gadamer, aus der sicheren Entfernung einer an Hegel geschulten Dialektik seinerseits Schüler Jaspers', ent-

hält Offenbarung in der weiten Bedeutung sprachlicher Welterschlossenheit beides: den im Wort inkarnierten Sinn – und die Arbeit des Begriffs.

Aufgelockert wurde das Tagungsprogramm von vier Workshops zu den Themen der zuvor gehaltenen Vorträge, in denen die Teilnehmenden ihre persönlichen Perspektiven auf das Tagungsthema einbringen konnten und von einer von Dominic Kaegi (Heidelberg) geleiteten Podiumsdiskussion der Referierenden, deren zweiter Teil zum Plenum hin geöffnet wurde.

Die Beiträge der Tagung werden voraussichtlich 2022 im Rahmen der Schriftenreihe der Bernhard-Welte-Gesellschaft erscheinen.

Markus Enders
Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse

Dominic Kaegi
Forschungsstelle „Karl-Jaspers-Gesamtausgabe“ (KJG)

„Mit Bibel und Spaten. 900 Jahre Prämonstratenser-Orden“

Ausstellung in Kooperation mit der Heidelberger Akademie der Wissenschaften

Anlässlich des Prämonstratenser-Jubiläumsjahres wurde am 8. September 2021 die Sonderausstellung „Mit Bibel und Spaten. 900 Jahre Prämonstratenser-Orden“ im Kulturhistorischen Museum Magdeburg eröffnet, die dort bis zum 9. Januar 2022 zu sehen sein wird. Diese erste Alleinausstellung zu den Prämonstratern, die ebenfalls in der Parkabtei in Löwen und im Kloster Strahov in Prag gezeigt wird, versammelt herausragende Kunstwerke aus dem Mittelalter und der Neuzeit, die das kulturelle, geistige und wirtschaftliche Wirken des Ordens von den Ursprüngen bis heute illustrieren. Die Konzeption dieser Ausstellung wurde von der Heidelberger Forschungsstelle „Klöster im Hochmittelalter“ wissenschaftlich begleitet.

Weitere Informationen:

<https://www.khm-magdeburg.de/ausstellungen/mit-bibel-und-spaten/mit-bibel-und-spaten.html>

Im Vorfeld fand eine wissenschaftliche Tagung statt, deren Ergebnisse nun in einem reich bebilderten Band veröffentlicht wurden. Kernthemen sind die Entwicklung der Klostergemeinschaft zu einem institutionellen Orden, das Verhältnis zwischen Prémontré und Magdeburg sowie die sächsische Zirkarie. Kunsthistorische Beiträge ergänzen die historische Ordensforschung.



Claus-Peter Hasse/Gabriele Köster/
Bernd Schneidmüller (Hrsg.)

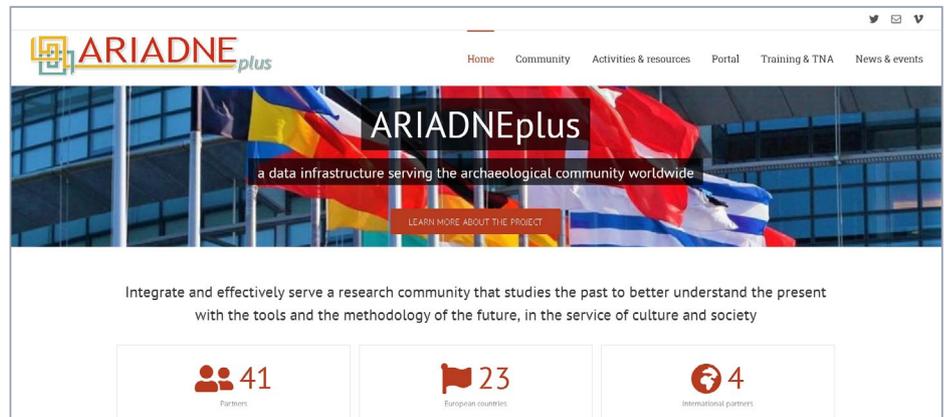
Mit Bibel und Spaten
900 Jahre Prämonstratenserorden
Schriftenreihe des Zentrums für
Mittelalterausstellungen Magdeburg,
Band 7
Mitteldeutscher Verlag 2021

Verknüpfung europäischer Datenbanken zu Archäologie und Kulturerbe

Zusammenarbeit der Forschungsstelle „The Role of Culture in Early Expansions of Humans“ mit europäischem Datenportal ARIADNEplus

Seit Januar 2020 arbeitet die Forschungsstelle „The Role of Culture in Early Expansions of Humans“ (ROCEEH, www.roceeh.net) mit dem europäischen Konsortium ARIADNE (<https://ariadne-infrastructure.eu>) zusammen, einem von der Europäischen Kommission finanzierten Forschungsprojekt im Bereich der Archäologie. Ziel war es, die in der ROCEEH Out of Africa Database (ROAD) enthaltenen Daten zu prähistorischen Fundstellen in ARIADNEplus (<https://portal.ariadne-infrastructure.eu>) auffindbar zu machen. ARIADNEplus ist ein Portal, das archäologische Daten aus der ganzen Welt sammelt und einen durchsuchbaren Katalog von Datensätzen erstellt, der unveröffentlichte Berichte, Bilder, Karten, Datenbanken und andere Arten von archäologischen Informationen enthält, die online verfügbar sind.

Mit aktuell über 2000 Fundstellen und 14.000 Inventaren und einem wachsenden Datenbestand ist ROAD eine der größten Datenbanken mit Informationen zu Archäologie, Paläoanthropologie, Paläoumwelt



und Paläobotanik aus Afrika, Europa und Asien für den Zeitraum zwischen 3 Millionen und 20.000 Jahren vor heute. Seit September 2021 können nun Daten aus ROAD in ARIADNEplus thematisch oder über die Fundstelle gesucht werden. Dadurch wird sowohl für Forschende als auch die interessierte Öffentlichkeit der Zugang zu den in ROAD zusammengetragenen Daten zu den Anfängen der Menschheitsgeschichte erweitert. Der Erfolg dieser Zusammenarbeit hilft ROCEEH im Bemühen, die ROAD-Datenbank entsprechend der FAIR-Prinzipien

(findable, accessible, interoperable, reusable) auszurichten, und stellt einen wichtigen Schritt für die künftige Erhaltung der Forschungen von ROCEEH dar.

Andrew Kandel

Forschungsstelle „The Role of Culture in Early Expansions of Humans“ (ROCEEH)

„Hund und Katz – Wolf und Spatz: Tiere in der Rechtsgeschichte“

Ausstellung zog bisher über 121.000 Besucher aus über 80 Ländern an

Seit dem Sommer 2020 wird im „Mittelalterlichen Kriminalmuseum“ in Rothenburg ob der Tauber die rechtshistorische Ausstellung „Hund und Katz – Wolf und Spatz: Tiere in der Rechtsgeschichte“ gezeigt (s. Ankündigung in Athene 1/2020, Seite 27f., <https://www.hadw-bw.de/news/newsletter>). Die Ausstellung, die in Kooperation mit der Forschungsstelle „Deutsches Rechtswörterbuch“ (DRW) der Heidelberger Akademie der Wissenschaften entstand, wurde von bislang über 121.000 Besuchern aus über 80 Ländern gesehen. Die Ausstellung ist noch bis Ende 2021 zu sehen.

Weitere Informationen:

Ausstellung: www.kriminalmuseum.eu

Forschungsstelle DRW: www.deutsches-rechtsworтерbuch.de



Franz Anton Dimler (1753-1827)

Klarinettenkonzerte Es-Dur, B-Dur, B-Dur

Nikolaus Friedrich, Kurpfälzisches Kammerorchester, Johannes Willig
 SWR 2 in Kooperation mit der Forschungsstelle „Südwestdeutsche Hofmusik“
 der Heidelberger Akademie der Wissenschaften
CD, CPO, Georgsmarienhütte 2021

Die berühmte Hofkapelle des pfälzischen Kurfürsten Carl Theodor zeichnete sich dadurch aus, dass ihre Musiker nicht nur ausgewiesene Virtuosen auf ihren Instrumenten, sondern darüber hinaus gute Komponisten waren. Manche dieser äußerst fähigen Musiker standen im Rampenlicht des internationalen Musiklebens, andere dagegen blieben im Hintergrund, ohne dass sie schlechtere Musiker gewesen wären. Einer von ihnen war der Hornist, spätere Kontrabassist Anton Dimler, der Mitglied des Mannheimer Hoforchesters gewesen ist und heute als Komponist nur wenigen Spezialisten bekannt ist, obwohl seine Werke eine große Qualität aufweisen, so auch seine Klarinettenkonzerte, von denen die drei der vorliegenden Aufnahme zum ersten Mal eingespielt wurden. Immer liegt der Schwerpunkt auf den hochvirtuosen Solopartien, während die Orchesterbegleitung eher dienende Funktion hat.

Silke Leopold, Bärbel Pelker (Hrsg.)

Fürstliches Arkadien. Sommerresidenzen im 18. Jahrhundert

Schriften zur Südwestdeutschen Hofmusik, Band 5
 Heidelberg University Publishing, 2021



Fürstliche Sommerresidenzen gelten in der Forschung als Sehnsuchtsorte, an denen die Herrscher ihren Traum vom irdischen Paradies zu verwirklichen und den Zwängen des höfischen Zeremoniells zu entfliehen suchten. Welche Musik in den Sommerresidenzen gemacht wurde und wie sich diese möglicherweise von der der jeweiligen Hauptresidenz unterschied, ist bisher noch nicht systematisch untersucht worden. Hierzu hat die Tagung einen Beitrag geleistet, indem sie das Musikleben an ausgewählten Sommerresidenzen des 18. Jahrhunderts untersuchte und miteinander in Beziehung setzte. Die einzelnen Beiträge stellen die jeweiligen Situationen der Musikpflege an ausgewählten Sommerresidenzen im deutschsprachigen Raum sowie in Italien, Spanien, England, Schweden und Russland dar.



Renate Lachmann

Wahn, Aber-Witz und Scharfsinn

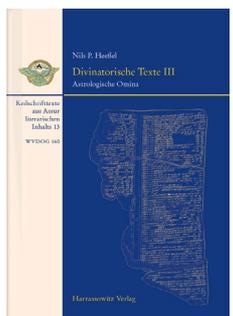
in: Wahn, Witz und Wirklichkeit. Poetik und Episteme des Wahns vor 1800, hrsg. Nina Nowakowski, Mireille Schnyder
 Traum – Wissen – Erzählen 11
 Brill/Fink, Paderborn 2021, S. 173-206

Der Wahn vor der Zeit des Wahnsinns war Wissensform und Mittel der Selbsterkenntnis, Begründung einer Poetik des Wirklichen und Bedingung von gesellschaftlicher Kommunikation. Vor 1800, der Zeit vor dem Wahnsinn, ist im Begriff »Wahn« die Perspektivität der Wahrnehmung, die Aspekthaftigkeit der Wirklichkeit und die Zeitlichkeit der Dinge gefasst. In Verbindung mit dem »Witz«, dem intellektuellen Scharfsinn, wird der Wahn zu einem Instrument des kreativen Imaginierens, der Erkenntnis und Weltdeutung sowie der Selbstreflexion. Sein Medium ist die Sprache, in erster Linie dann auch die verschriftlichte Sprache. So lässt sich eine Wahn-Poetik erkennen, die eng mit Imaginations- und Wirklichkeitskonzepten sowie Wissens- und Gesprächskulturen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit verbunden ist.

Nils P. Heeßel

Divinatorische Texte III. Astrologische Omina

Keilschrifttexte aus Assur literarischen Inhalts 13
 Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft
 Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2021



In diesem Band werden insgesamt 77 Tontafeln und Tontafelfragmente vorgelegt, die das Streben der Gelehrten in Assur belegen, die tiefere Bedeutung der Himmelsbewegungen zu erfassen. Neben einigen wenigen Manuskripten der astrologischen Omenserie Enūma Anu Ellil umfasst das Textkorpus vor allem zahlreiche mittel- und neuassyrische Texte zu Beobachtungen des Mondes, der Sonne, des Wetters sowie der Planeten und Fixsterne. Die Mehrzahl der Texte werden zum ersten Mal der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, zudem werden erstmals Handzeichnungen von einigen Texten vorgelegt, die der Fachwelt bereits durch frühere Publikationen in Umschrift bekannt waren. Ausführliche Konkordanzen und Indices, sowie Abbildungen der Keilschrifttexte in Form von Handzeichnungen und Photographien schließen den Band ab.



Ute Hüsken, Vasudha Narayanan, Astrid Zotter

Nine Nights of Power: Durgā, Dolls, and Darbārs

SUNY series in Hindu Studies

State University of New York Press, New York 2021

Das herbstliche Navarātri-Fest – auch Durgā Pūjā, Dassehra oder Dasain genannt – ist das wichtigste hinduistische Fest in Südasien und überall dort, wo sich Hindus angesiedelt haben. Es ist ein neun Nächte langes Fest zu Ehren der Göttin Durgā und endet am zehnten Tag mit einer Feier, die „der siegreiche Zehnte“ (vijayadaśamī) genannt wird. Die Rituale, die in häuslichen, königlichen und öffentlichen Räumen stattfinden, sind eng mit der Stellung im Leben verbunden und abhängig von sozialem

Status, wirtschaftlicher Klasse, Kaste und Geschlechterfragen. Dieses Buch untersucht die reiche Vielfalt an Erzählungen, Ritualen und Teilnehmern im Zusammenhang mit diesem wichtigen Fest, das in verschiedenen Regionen Südasiens und in der südasiatischen Diaspora gefeiert wird.

Andreas Deutsch (Hrsg.)

Stadtrechte und Stadtrechtsreformationen

Schriftenreihe des Deutschen Rechtswörterbuchs

Akademiekonferenzen 32

Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2021

Mit der „Newen Reformation“ der Reichsstadt Nürnberg (1479) beginnt die bis ins 17. Jahrhundert reichende Epoche der ‚Stadtrechtsreformationen‘. Mit diesen modernisierten Stadtrechten, die fast wie Vorläufer heutiger Kodifikationen wirken, suchten die selbstbewussten Magistrate ihre Unabhängigkeit zu demonstrieren und nutzten hierzu den aufblühenden Buchdruck. Von am römischen Recht geschulten Juristen geprägt, sind die Stadtrechtsreformationen systematischer als ihre Vorläufer. Sie enthalten aber oft weniger römisches Recht, als zu erwarten wäre. Der Band porträtiert diese Quellengattung und liefert – in dieser Form erstmalig – Kriterien für ihre Abgrenzung.



Athina Papachrysostomou

Fragmenta Comica. 16.3 Ehippos

Fragmenta Comica – Band 016 Heft 3

Vandenhoeck & Ruprecht Verlag Antike, Göttingen 2021

Ehippos ist ein herausragender Dramatiker der griechischen Mittleren Komödie. Er errang ca. 378-376 v. Chr. einen Sieg bei den Lenaea-Festspielen und war bis in die späten 340er Jahre produktiv. Seine 28 erhaltenen Fragmente zeigen ein breites thematisches Spektrum: Mythenburleske (mit einer besonderen Vorliebe für Herakles), politische Allegorie, symposische Themen, persönlicher Spott, Satire auf die Philosophie (Platon), Hetären. In seinem Korpus finden sich sieben Hapax-Begriffe sowie der

höchste Anteil an anapästischen Dimeterzeilen aller Dichter der Mittleren Komödie.

Klaus von Oschema und Bernd Schneidmüller (Hrsg.)

Zukunft im Mittelalter

Zeitkonzepte und Planungsstrategien

Jan Thorbecke Verlag in der Verlagsgruppe Patmos, Ostfildern 2021

Die Zukunftsvorstellungen der mittelalterlichen Gesellschaften wurden bislang von der Forschung wenig beachtet. Sofern man überhaupt danach fragte, fand dies zumeist im Hinblick auf Vorstellungen von der Endzeit und dem apokalyptischen Geschehen statt. Ohne diese bedeutsamen transzendentalen Bezüge zu negieren, zeigen die Beiträge dieses Bandes die Existenz diesseitig orientierter Zukunftsvorstellungen im Mittelalter auf, die auf eine Zukunft mittlerer Reichweite abzielen. Die Untersuchung wirtschaftlicher Praktiken, prognostischer Verfahren, religiöser Vorstellungen und deren konkreter Umsetzung sowie expliziter Reflexionen über die Zukunft in Text und Bild macht deutlich: Die Gesellschaften des Mittelalters hatten reges Interesse an einer mittelfristigen Zukunft, zwischen dem Denken an das unmittelbare Morgen und der Vorsorge für das ewige Seelenheil.

Zukunft im Mittelalter
Zeitkonzepte und
Planungsstrategien



Paul Kirchof

Geld im Sog der Negativzinsen

Einzeldarstellung

C.H.BECK, München 2021



Lohnt sich Sparen überhaupt noch?

»Euro ist gleich Euro.« – Dieser Grundsatz enthält im Kern den Auftrag der Europäischen Zentralbank, die Stabilität des Geldwerts zu gewährleisten. Auf ihn sollte jeder Geldeigentümer vertrauen dürfen. Allgemeines Vertrauen in das Geld ist Grundlage moderner Geldwirtschaft und individuellen Eigentums. Doch lohnt sich Sparen noch, wenn der Nullzins dem Sparer seine Ertragsquelle nimmt und der Negativzins seine Kapitalsubstanz sogar mindert? Macht der Negativzins Sparvernuft zur Unvernuft, verhindert Kapitalbildung und vertreibt den Sparer aus Wirtschaft und Währung?



Ernst A. Schmidt

Das Leere

Eine Untersuchung der Theorien in Antike und Früher Neuzeit

Vittorio Klostermann Verlag, Frankfurt am Main 2021

Untersucht werden die antike Atomistik, die Porentheorie von Empedokles bis Heron von Alexandria und das Leere bei Philoponos. Die Rezeption antiker Theorien bei Galilei, Gassendi, Henry More und spätere Stationen der Auseinandersetzung mit dem antiken Atomismus (Polignac, Wieland, Le Sage) werden kritisch dargestellt. Die Betrachtung des Leeren, eines ausgedehnten

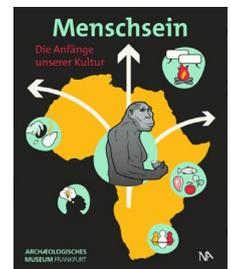
Nichts, das nur in negativer Form bestimmt werden kann (wie unkörperlich, unberührbar), beginnt bei dem Parmenidesschüler Melissos mit der Negation seines Vorhandenseins. Eben dieses Leere setzen die Atomisten Leukipp und Demokrit neben den Atomen als Naturprinzip an, um unter Bewahrung der eleatischen Seinslehre den Phänomenen Bewegung und Vielheit gerechtzuwerden. Wie die frühe denkt die spätere Atomistik (Epikur) das Leere als Raum und versteht Leeres, Raum, Bewegung, Zeit nicht diskret. Die Antike kennt den *horror vacui* nicht; Gassendi widerlegt diese mittelalterliche Denkfigur.

Liane Giemsch und Miriam Noël Haidle (Hrsg.)

Menschsein: Die Anfänge unserer Kultur

Ausstellungskatalog, Nünnerich-Asmus Verlag, Oppenheim 2021

Wann und wo lassen sich die Anfänge des Menschseins erstmals fassen? In Afrika tauchen von circa 3,3 bis eine Millionen Jahren vor heute die ältesten Steinwerkzeuge der Menschheit sowie die frühesten Nachweise für den Umgang mit Feuer auf. Es ist auch das Zeitalter, aus dem die ersten Fossilbelege unserer eigenen Gattung Homo mit einem Alter von 2,8 Millionen Jahre nachgewiesen sind. Welche entscheidenden Veränderungen haben die einzelnen frühen Innovationen bewirkt? Welche Schritte führten zur weiteren Entwicklung der menschlichen Kultur und damit zur Abgrenzung vom Tier? Kurz: Wo liegen die Ursprünge des Menschseins? Lässt sich das Menschsein mithilfe von biologischen, sozialen, ökologischen oder kulturellen Merkmalen bestimmen? Zeigt es sich körperlich, im Denken, im Verhalten? Der Katalog zur gleichnamigen interaktiven Ausstellung widmet sich diesen Fragen und ermöglicht so einen übersichtlichen Einblick zur frühesten kulturellen Entwicklung des Menschen.



Viola Skiba, Nikolas Jaspert, Bernd Schneidmüller (Hrsg.)

Norman Connections – Normannische Verflechtungen zwischen Skandinavien und dem Mittelmeer

Verlag Schnell & Steiner, Regensburg 2021

Forschung trifft Ausstellung. In zwei Bänden – einem wissenschaftlichen Aufsatzband und einem Katalogband – präsentieren die Reiss-Engelhorn-Museen die Vielfalt und den Facettenreichtum der normannischen Welt, die von Skandinavien nach Osteuropa, über das westliche Europa bis ans Mittelmeer reichte.

Verstorbene Mitglieder



Günter Pritschow († 14.06.2021)

Der Ingenieurwissenschaftler Prof. Dr.-Ing. Dr. h. c. mult. Dr.-Ing. E. h. Günter Pritschow forschte an den Schnittstellen zwischen Elektronik, Maschinenbau und Informatik. Schwerpunkte waren dabei die Entwicklung innovativer Sensorsysteme, neuer Antriebssysteme oder „intelligenter“ Werkzeugmaschinen. Günter Pritschow war Direktor des Instituts für Steuerungstechnik der Werkzeugmaschinen und Fertigungseinrichtungen (ISW) an der Universität Stuttgart. Unter seiner Leitung entwickelte sich das ISW zu einer der

führenden Einrichtungen im Bereich der Offenen Steuerungen und der Regelungs- und Antriebstechnik für Werkzeugmaschinen. Seine Interessen lagen in der Verschränkung von Theorie und Praxis: So wechselten sich in seinem Lebenslauf die universitären Tätigkeiten mit Anstellungen in der Industrie ab. Von 1996 bis 2000 war Günter Pritschow Rektor der Universität Stuttgart. Bis 2010 leitete er den Sektor Ausbildung und Wissensmanagement bei der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften (acatech).



Eberhard Jüngel († 28.09.2021)

Prof. Dr. Eberhard Jüngel war einer der großen deutschen Theologen des 20. Jahrhunderts. Als langjähriges Synodenmitglied der Evangelische Kirche war er Wortführer des ökumenischen Dialogs und mischte sich jahrzehntelang in philosophische und theologische Debatten ein. Geboren am 5. Dezember 1934 in Magdeburg führte ihn sein Lebensweg nach der Dozentur an der Kirchlichen Hochschule in Ost-Berlin zunächst an die Universität Zürich, bevor er 1969 als Professor für Systematische Theologie und

Religionsphilosophie an die Universität Tübingen berufen wurde. Dort war er zugleich Direktor des Instituts für Hermeneutik und im Nebenamt Vorsteher des ehrwürdigen Tübinger Stifts. Als sein Hauptwerk gilt das 1977 erschienene Werk „Gott als Geheimnis der Welt. Zur Begründung der Theologie des Gekreuzigten im Streit zwischen Theismus und Atheismus“. Eberhard Jüngel war Kanzler des Ordens Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste und Ehrendomprediger am Berliner Dom.



Kenneth C. Holmes († 02.11.2021)

Prof. Dr. Kenneth Holmes war ein international renommierter Strukturbiologe, der für grundlegende technische Entwicklungen und für fundamentale Entdeckungen in der Muskelforschung steht. Er gilt als Pionier der Verwendung von Synchrotronstrahlung für Röntgenstrukturuntersuchungen in der Biologie. Er bestimmte die Struktur von Aktin im Muskel mit Röntgenkristallographie und entwickelte röntgenoptische Methoden für die Strukturbestimmung von faserartigen Molekülen. Seine

Arbeiten zu dem molekularen Mechanismus der Muskelkontraktion gelten als bahnbrechend. Kenneth Holmes war gebürtiger Brite. Nach dem Physikstudium an der University of Cambridge wurde er am Birkbeck College in London promoviert. 1967 erhielt er den Ruf nach Heidelberg ans Max-Planck-Institut für medizinische Forschung, zu dessen Direktor er 1973 ernannt wurde. Von 1971 bis 1999 war er Professor für Biophysik an der Universität Heidelberg.

Neue Mitglieder



Bettina Lotsch (Math.-nat. Klasse)

Prof. Dr. Bettina Bettina Lotsch studierte Chemie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und wurde dort mit Auszeichnung promoviert. Anschließend arbeitete sie als Postdoc in Toronto, Canada. Von 2009 bis 2017 lehrte sie als Assistenzprofessorin an der LMU München und leitete eine Forschungsgruppe am Max-Planck-Institut für Festkörperforschung in Stuttgart. Seit 2017 ist sie Direktorin der dortigen Abteilung Nanochemie. Ihre Forschung konzentriert sich auf die rationale Materialsynthese an der Schnittstelle von Festkörperchemie, Materialchemie und Nanochemie. Dazu zählt u. a. die Entwicklung neuer Materialien für die Energieumwandlung und -speicherung oder photonischer Nanostrukturen für die optische Abtastung.



Florian Steger (Math.-nat. Klasse)

Nach einem Studium der Humanmedizin, Geschichte und der Klassischen Philologie wurde Prof. Dr. Florian Florian Steger 2002 in Bochum promoviert. Im Anschluss habilitierte er sich 2008 in Geschichte und Ethik der Medizin an der Medizinischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg. Nach einer Leibniz-Professur in Leipzig wechselte er an die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, wo er Professor und Direktor des Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin war. Seit 2016 lehrt er an der Universität Ulm, leitet das dortige Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin und ist Vorsitzender der universitären Ethikkommission. Florian Steger erforscht unter anderem den Umgang mit Krankheiten in der Antike und im Mittelalter, aber auch das Gesundheitswesen der DDR.

Ehrungen und Auszeichnungen

Jörn Leonhard durch Volkswagenstiftung gefördert



Prof. Dr. Jörn Leonhard erhält von der Volkswagenstiftung ein Opus Magnum Fellowship für die Arbeit an seinem Buchprojekt „Die Krise der Welt,

1918-1941“. Mit der Förderung in Höhe von 180.000 € wird unter anderem die Vertretung des Lehrstuhls für drei Forschungsfreisemester bezahlt, womit geisteswissenschaftlichen Professorinnen und Professoren eine intensive Arbeit an einem umfassenden Forschungswerk ermöglicht wird.

Jörn Leonhard plant die Forschungsfreisemester ab dem 1.10.2022 anzutreten und diese am Historischen Kolleg in München und in einem Projekt der Finnischen Akademie der Wissenschaften zum Thema „Political Representation“ zu verbringen.

Der Historiker ist Direktor des Lehrstuhls für Neuere und Neueste Geschichte Westeuropas an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Bernhard Zimmermann mit „Pleiade International Award Franz Ciminieri“ in Rom ausgezeichnet



Prof. Dr. Dr. h.c. Bernhard Zimmermann wird mit dem „Pleiade International Award Franz Ciminieri“ ausgezeichnet. Er erhält den Preis

„als Wissenschaftler von anerkanntem internationalem Ansehen“ für seine wissenschaftliche Leistung, die „zum Verständnis grundlegender kultureller, literarischer und historischer Aspekte der grie-

chisch-römischen Welt beigetragen hat.“ Das Akademieprojekt „Kommentierung der Fragmente der griechischen Komödie“, dessen Leiter er ist, wird bei der Begründung der Preisvergabe extra lobend wegen der internationalen Zusammenarbeit erwähnt. Bernhard Zimmermann ist Lehrstuhlinhaber für Klassische Philologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Eva Grebel zum Mitglied der Leopoldina gewählt



Prof. Dr. Eva Grebel ist Direktorin am Astronomischen Rechen-Institut, Zentrum für Astronomie der Universität Heidelberg. Die vielfach ausge-

zeichnete Wissenschaftlerin, u.a. mit dem Ludwig-Biermann-Preis, einem Hubble-Stipendium, dem Johann-Wempe-Preis, dem Lautenschläger-Forschungspreis und dem Hector-Wissenschaftspreis, wurde zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften – gewählt.

Anna Wienhard erhält ERC Advanced Grant



Die Mathematikerin Prof. Dr. Anna Wienhard erhält einen ERC Advanced Grant, eine renommierte Förderung des Europäischen Forschungs-

rates (ERC) für herausragende Wissenschaftler. Für ihr Projekt zu Symmetrien in der Mathematik stellt der Europäische Forschungsrat Prof. Wienhard, die am Mathematischen Institut der Universität Heidelberg lehrt und forscht, Fördermittel in

Höhe von rund zwei Millionen Euro zur Verfügung. Der ERC Advanced Grant des Europäischen Forschungsrates wendet sich an herausragende, bereits etablierte Forscherinnen und Forscher, die im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Arbeit bahnbrechende und im positiven Sinn risikobehaftete Forschungsvorhaben umsetzen möchten. Die Förderdauer beträgt fünf Jahre.

Claudia Wenzel tritt Vertretungsprofessur in Bonn an



Dr. Claudia Wenzel, Forschungsstelle „Buddhistische Steininschriften in Nordchina“, hat zum 1.10.2021 eine einjährige Vertretungsprofessur am Institut für Orient- und Asienwissenschaften, Abteilung für Asiatische und Islamische Kunstgeschichte, an der Universität Bonn angetreten.

sur am Institut für Orient- und Asienwissenschaften, Abteilung für Asiatische und Islamische Kunstgeschichte, an der Universität Bonn angetreten.

Translation, Interpretation, Adaptation. Music Between Latin America and Europe 1920 to 2020

Akademiekonferenz im Oktober 2021

Nach einer pandemiebedingten längeren Pause konnte die Akademiekonferenz „Translation, Interpretation, Adaptation. Music Between Latin America and Europe 1920 to 2020“ als Hybridveranstaltung den Saal der Akademie beleben und gleichzeitig im digitalen Raum stattfinden. Eingeladen von der Musikwissenschaftlerin Dr. Christina Richter-Ibáñez (Universität Tübingen) und dem internationalen Forschungsnetzwerk *Trayectorias* beteiligten sich insgesamt 26 Referentinnen und Referenten verschiedener Disziplinen vor Ort sowie vor allem aus Lateinamerika zugeschaltet über Zoom. Das hybride Format erlaubte zudem Zuhörerinnen und Zuhörern aus aller Welt die Teilnahme an der Konferenz.

Das Netzwerk *Trayectorias* (www.trayectorias.org) fördert seit 2015 den transatlantischen Austausch zwischen Forschenden zu musikalischen Transferprozessen zwischen Europa und Lateinamerika. Bisherige Tagungen widmeten sich aus einer historischen Perspektive den Zeiträumen 1945 bis 1970 sowie 1970 bis 2000. Die Veranstaltungen

des Netzwerks sind mehrsprachig konzipiert. Die Heidelberger Tagung verfolgte das Ziel, den Dialog der Musikwissenschaft mit der Übersetzungs-, Kultur- und Medienwissenschaft zu stärken. Ausgehend von einem weit definierten Begriff „Übersetzung“ sowie der in der Musik gängigen Nutzung der Worte „Interpretation“ und „Bearbeitung“ wurden Verbindungen und Grenzen zu *Translation* und *Adaptation Studies* ausgelotet.

Auf dem Programm standen Vorträge zu populären Songs und Musikstilen der 1960er bis 1990er Jahre, die in verschiedenen Fassungen in Nord- und Südamerika sowie Europa produziert und rezipiert wurden. Prof. Dr. Isabelle Marc (Madrid/Strasbourg) leitete die Beiträge mit einer Keynote ein, in der sie die Begriffe „travelling songs“ bzw. „travelling styles“ konzeptualisierte. Aus ihrer übersetzungstheoretischen Perspektive reflektierte sie die verwendete Terminologie in den anschließenden Referaten mit musikhistorischen und mediengeschichtlichen Schwerpunkten, so dass ein intensi-

ves Nachdenken über die Fachdisziplinen hinweg entstand. Deutlich wurde dabei, dass Übersetzung in musikalischen Kontexten über sprachliche und musikalische Arrangements hinausgeht und performative Aspekte, Paratexte sowie die Hörsituation einschließt.

Die weiteren Tagungsteile widmeten sich der Übersetzung und Neufassung in der Kunstmusik seit den 1930er Jahren. Im Mittelpunkt standen notierte, mehrfach überarbeitete Partituren, Neuinszenierungen von Opern und die Aneignung von Kompositionstechniken. Dass auch die politischen Umstände, die Konzertsäle und die veranstaltenden Institutionen eine Rolle für kulturelle Übersetzungsprozesse spielen, wurde in den abschließenden Referaten aus historischer Perspektive sowie in der Abschlussdiskussion deutlich. Damit schloss sich der Kreis zum ursprünglich zeitgeschichtlichen Ansatz im Netzwerk *Trayectorias*, der in künftigen Tagungen in Lateinamerika und Europa fortgesetzt wird.

Dr. Christina Richter-Ibáñez
Organisatorin der Akademiekonferenz



Wandbild zu Ehren der Künstlerin Violeta Parra von Ernesto Guerrero („Pittore“), Universität von Concepción in Chile, 2017, Foto: Universität von Concepción

Ferne Welten ganz nah. Kulturen im Austausch

Akademientag

Der Akademientag, die große Gemeinschaftsveranstaltung aller acht in der Union zusammengeschlossenen Akademien, fand am 8. November 2021 unter dem Titel „Ferne Welten ganz nah – Kulturen im Austausch“ in Berlin statt. Im Mittelpunkt stand die interdisziplinäre Auseinandersetzung mit kulturellen Überlieferungen und Praktiken, die sich über Raum und Zeit hinweg in Austausch befinden.

Im Rahmen einer Projektstraße eröffneten ausgewählte Forschungsprojekte des Akademienprogramms faszinierende Einblicke in zeitlich wie räumlich entlegene Kulturen. Seitens der Heidelberger Akademie präsentierten sich die Projekte „The role of culture in early expansions of humans – ROCEEH“ und „Buddhistische Steinschriften in China“.

In einer Podiumsdiskussion zum Thema „Vernetzt forschen“ wurden die Perspektiven internationaler Zusammenarbeit, die Kooperation und Zusammenarbeit in den Kulturregionen und der Einfluss der politischen Rahmenbedingungen diskutiert. Unter dem Titel „Alte und Neue Seidenstraße“ ging es in einer weiteren Podiumsdiskussion um die Frage, wo die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen dem größten, bis weit in die Antike zurückreichenden Verkehrsnetz der vormodernen Welt und dem aktuellen Versuch Chinas, die Kontrolle über das globale Beziehungsgeflecht zu festigen, liegen.

Bei der Abendveranstaltung sprachen Tobias Dünow, Staatssekretär für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg und Bernd Sibler, Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, Bayern, die Grußworte. Eine sich anschließende Podiumsdiskussion widmete sich den großen Zukunftsfragen wie Identität, Migration oder Globalisierung, die uns heute umtreiben, auf die aber auch schon frühere Kulturen Antworten finden mussten. Auf dem Podium saßen Prof. Dr. Karen Radner (Altorientalistin, Ludwig-Maximilians-Universität München, Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften), Prof. Dr. Carola Lentz (Ethnologin, Präsidentin des Goethe-Instituts, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften) und Prof. Dr. Naika Foroutan (Direktorin des Berliner Instituts für empirische Integration und Migrationsforschung). Die Wissenschaftsjournalistin Shelly Kupferberg moderierte.



Leibniz-Saal in der Berlin-Brandenburgischen Akademie,
Foto: Akademienunion/David Ausserhofer



Lothar Ledderose in der Podiumsdiskussion zum Thema „Vernetzt forschen. Perspektiven internationaler Zusammenarbeit“,
Foto: Akademienunion/David Ausserhofer



Projektstraße in der Berlin-Brandenburgischen Akademie,
Foto: Akademienunion/David Ausserhofer



Miriam Haidle präsentiert das Projekt ROCEEH der HAdW,
Foto: Akademienunion/David Ausserhofer

Andreas Reckwitz über „Verlust. Die andere Seite des Fortschritts“

Akademievorlesung

Nachdem die Akademievorlesung im vergangenen Jahr coronabedingt abgesagt werden musste, konnte der Berliner Kulturosoziologe Andreas Reckwitz nun am 15. November in der gut besuchten Alten Aula der Universität die Akademievorlesung halten, die zeitgleich als Stream übertragen wurde.

Andreas Reckwitz skizzierte in seinem Vortrag eine Soziologie des Verlusts, in dem er rekonstruierte, wie in Gesellschaften, sozialen Gruppen und Diskursen Verluste wahrgenommen, interpretiert und erfahren werden.

Verlust definierte er einleitend als einen Zustand, in dem etwas bisher Existierendes verschwunden ist und dieses Verschwinden negativ bewertet wird. Meist sei das, was im Verlust beklagt werde, ein vergangener Zustand, aber auch positive Zukunftserwartungen könnten verloren gehen, wie später verdeutlicht werden sollte.

Die moderne Gesellschaft basiere auf Vorstellungen des Fortschritts, wobei der soziale Wandel als Normalität begriffen werde und der Strukturwandel als Wandel zum Besseren erscheine. Das Vergangene gelte als überholt und die Erwartungen an die Zukunft seien positiv. Verlusterfahrungen von Individuen oder Gruppen komme damit in der Moderne kein legitimer Ort zu. Verluste sollten vielmehr objektiv verringert werden, indem z. B. die moderne Medizin Krankheit und frühen Tod besiegt oder die moderne Technik Schutz vor den Gefahren der Natur bietet. Zugleich würden Verluste unsichtbar gemacht und als individuell verantwortbares Scheitern begriffen. Dabei sei folgende Paradoxie zu beobachten: Während die moderne Gesellschaft in ihrer Fortschrittsorientierung die Legitimität von Verlusterfahrungen in Zweifel ziehe, potenziere sie auf der anderen Seite die Quantität und Qualität von Verlusten. Denn das hohe Tempo und die Ökonomisierung des sozialen Wandels sowie die Gewaltdimensionen der modernen



Andreas Reckwitz, Foto: HAdW/Tobias Schwerdt

Gesellschaft führten zu existenziellen Verlusterfahrungen.

Seit den 1980er Jahren, also der spätmodernen Gegenwart, werde die Fortschrittsorientierung und die Verlustvergessenheit brüchig. Tendenzen zur Verlusteskalation und zur Verlustsensibilisierung seien zu beobachten. Mit der Einsicht in den Klimawandel drängen Verluste im Futur II ins Bewusstsein: „Wir werden verloren haben“. An die Stelle der positiven Zukunftserwartung trete die Verlustangst. Der Strukturwandel infolge der Globalisierungs- und Liberalisierungsprozesse bringe Modernisierungsverlierer hervor. Neben den sozialen Statusverlust trete der kulturelle Machtverlust. Die Erosion patriarchaler Geschlechterrollen oder das Streben ethnischer Minderheiten nach Partizipation nannte Reckwitz als weitere Beispiele dafür, wie Verlustdynamiken beim sozialen Wandel eine Rolle spielen. Zu beobachten sei eine Verlustwut oder Verlustverbitterung: Politische Bewegungen der Gegenwart seien häufig verlustmotiviert. So seien z.B. der Populismus der politischen Parteien, der Brexit, die Gelbwestenbewegung oder die gegenwärtigen Verschwörungsnarrative

als Antworten auf Kontrollverlust zu interpretieren.

Verlusterfahrungen träten mehr und mehr in den Vordergrund der Öffentlichkeit, konstatierte Reckwitz abschließend. Der angemessene Umgang damit sei zu einem dringenden Problem der Gesellschaft und der Individuen geworden, auf den uns die Moderne schlecht vorbereitet habe.

Andreas Reckwitz ist Professor für Allgemeine Soziologie und Kulturosoziologie an der Humboldt-Universität Berlin. Er wurde 2019 mit dem Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft ausgezeichnet und ist Autor mehrerer, vielfach übersetzter Bücher zur Kulturtheorie und Theorie der Moderne.

Im Vorfeld der Akademievorlesung führte Axel Michaels, Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse der Heidelberger Akademie, ein Interview mit Andreas Reckwitz (vgl. „Wohin treibt die Kultur?“, Seite 4 ff.).

ACADEMY FOR FUTURE – Die Klimakrise: Warum wir jetzt handeln müssen

Neue Veranstaltungsreihe der HAdW

Das Zukunftsthema "Klimakrise" umfasst neben den klimatologischen Hintergründen des menschengemachten Klimawandels auch die damit einhergehenden ökologischen, gesellschaftlichen und politischen Dimensionen. Zu diesem Themenfeld haben sich Mitglieder der Akademie zu einer interdisziplinären Arbeitsgruppe zusammengeschlossen. Gemeinsam führen sie eine Veranstaltungsreihe durch, vermitteln Fakten und Kompetenzen und ermöglichen dadurch Diskussion und Meinungsbildung.

Als Auftaktveranstaltung hielt Volker Wulfmeyer am 16. November 2021 den Vortrag „Unsere Erde hat Fieber- Gibt es einen Impfstoff?“ an der Universität Hohenheim. Der Klimaexperte erläuterte darin die wesentlichen Inhalte des jüngsten IPCC-Sachstandsberichts des Weltklimarats. Es wurde der Stand des Wissens und der Forschung über diese Veränderungen dargestellt und gezeigt, dass der vom Menschen verursachte Klimawandel sich bereits auf viele Wetter- und Klimaextreme in allen Regionen der Welt auswirkt.

Die weiteren Veranstaltungen werden sich u. a. mit folgenden Fragestellungen beschäftigen:

- Erneuerbare Energie in Europa – was ist möglich?
- Wie antworten wir (kreativ) auf Umweltkrisen?
- Kann, soll und will man Mengen an CO₂ im geologischen Untergrund speichern?
- Wie reagierten Gesellschaften auf die letzte Klimakrise?
- Klimarettung durch Dekarbonisierung, Defossilisierung, NetZeroEmmission – Welche Optionen gibt es?

Die neue Veranstaltungsreihe umfasst Vorträge (in Präsenz und online), Podiumsdiskussionen und Podcasts. Die genauen Terminangaben und weitere Informationen zur Veranstaltungsreihe finden Sie hier:

<https://www.hadw-bw.de/zwischenruf/academy-future/veranstaltungsreihe>

ACADEMY FOR FUTURE KLIMAKRISE: WARUM MÜSSEN WIR JETZT HANDELN?

HEIDELBERGER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
Akademie der Wissenschaften des Landes Baden-Württemberg

Dienstag, 16.11.2021 19:00 Uhr
Universität Hohenheim (Audimax)
Garbenstraße 30, 70599 Stuttgart

Auftaktveranstaltung
Prof. Dr. Volker Wulfmeyer (Hohenheim)
Unsere Erde hat Fieber – Gibt es einen Impfstoff?
Vortrag (Hybridveranstaltung)

NEUE VERANSTALTUNGSREIHE DER HEIDELBERGER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Die durch den Menschen verursachte globale Erwärmung hat gefährliche Folgen, u. a. für die Intensität und Häufigkeit extremer Wetterereignisse, die Ökosysteme, die Ernährungssicherung sowie die Stabilität von Gesellschaften und von politischen Systemen. In der neuen Veranstaltungsreihe „Academy for Future“ der HAdW werden die wissenschaftlichen Grundlagen und die Folgen dargestellt und mögliche Auswege aus der Klimakrise aufgezeigt.

Nehmen Sie teil an den Vorträgen (in Präsenz und online), an den Podiumsdiskussionen und hören Sie die Podcasts. Diskutieren Sie während und nach den Veranstaltungen auch im Forum mit:
www.hadw-bw.de/zwischenruf/academy-future/forum

Freier Eintritt bei gültender CoronaVO.
Für die Teilnahme ist eine Anmeldung unbedingt erforderlich:
www.hadw-bw.de/vortrag-16-11-2021

Nächster Hybridvortrag der Reihe:
7.12.2021, Akademie der Wissenschaften, Karlstr. 4, Heidelberg, 17 Uhr
Prof. Dr. Axel Michaels
Kann der Verzicht auf Fleisch das Klima retten?
Über **Kuhschützer** und **KuHesser**

In Kooperation mit:
UNIVERSITÄT HOHENHEIM

WEITERE INFORMATIONEN SOWIE ZUGANGSLINK ZUR LIVEÜBERTRAGUNG:
www.hadw-bw.de/zwischenruf

Nächster Hybridvortrag der Reihe:

7.12.2021, Akademie der Wissenschaften, Karlstr. 4, Heidelberg, 17 Uhr

PROF. DR. AXEL MICHAELS:

**„KANN DER VERZICHT AUF FLEISCH DAS KLIMA RETTEN?
ÜBER KUHSCHÜTZER UND KUHESSER.“**

Ein eigener Podcast zu diesem Thema ist vom Referenten geplant.

Freunde und Mäzene – Verein zur Förderung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften e.V.



VEREIN ZUR FÖRDERUNG
DER HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN

Aufgabe des Fördervereins ist es, diese im deutschen Südwesten einzigartige Forschungseinrichtung ideell wie materiell zu unterstützen.

Den Mitgliedern des Fördervereins ist es wichtig, dass sich die Wissenschaft uneingeschränkt in der Akademie entfalten und erneuern kann, dass gezielt auch junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei ihrer Karriere unterstützt werden und dass der Dialog zwischen Wissenschaft und der Öffentlichkeit verstärkt wird. So wurde 2009 die jährlich stattfindende Heidelberger Akademievorlesung ins Leben gerufen, bei der Gelehrte von Weltrang zu Vorträgen nach Heidelberg eingeladen werden.

Wir freuen uns, wenn Sie Mitglied im Förderverein werden. Tragen Sie aktiv dazu bei, dass das kulturelle Gedächtnis erhalten bleibt. Fördern Sie Spitzenforschung und unterstützen Sie junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Gestalten Sie die Zukunft der HAdW mit!

MITGLIEDSBEITRÄGE

- » Einzelperson 60 Euro (Mindestbetrag)
- » Unternehmen/Institutionen 600 Euro (Mindestbetrag)

KONTAKT

Karlstraße 4 | 69117 Heidelberg
Telefon: 0 62 21/54 32 66
Telefax: 0 62 21/54 33 55
Internet: www.foerderverein.hadw-bw.de
E-Mail: foerderverein@hadw-bw.de

SPENDENKONTO

Deutsche Bank AG Heidelberg
IBAN DE49 6727 0003 0043 5255 00
BIC DEUT DE SM 67



Spitzen-
forschung
braucht
Freunde

Impressum

Athene – Magazin der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 2/2021

Herausgeber: Heidelberger Akademie der Wissenschaften

Karlstraße 4, 69117 Heidelberg

E-Mail: hadw@hadw-bw.de · www.hadw-bw.de

Vorstand:

Prof. Dr. Bernd Schneidmüller (Präsident)

Prof. Dr. Barbara Beßlich (Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse)

Prof. Dr. Matthias Kind (Sekretar der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse)

Redaktion: Dr. Herbert von Bose, Uta Hüttig, Lea Spitz und Laura Eger, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der HAdW sowie Christiane Schröter

E-Mail: presse@hadw-bw.de, Telefon: 06221-543400

Foto- und Abbildungsnachweis:

Titelbild: picture alliance/empics /Ben Birchall, 3 HAdW/Konrad Gös, 4 Jürgen Bauer © Humboldt-Universität, 7 Abb. 1.: William Avery (CC BY-SA 3.0), r.: Caitlin Hobbs (CC BY-SA 3.0), 8 Ethan Doyle White (CC BY-SA 4.0), 9 Elliott Brown (CC BY-SA 2.0), 10 picture alliance/dpa / Jonas Klüter, 11 picture alliance/dpa / Markus Scholz, 12 Tony Carr (CC BY-SA 2.0), 13 bis 15 (Abb. 1-3) © Fang Lijun, (Abb. 4) Landsberger Collection for „A Continuous Revolution“, 16 (Abb. 5) gemeinfrei, 17 (Abb. 6, 7a und 7b) © Fang Lijun, 18 (Abb. 8) © Fang Lijun, 19 VLADNES, gemeinfrei, 20 (Abb. 2a) Standbild aus alter Filmaufnahme (www.youtube.com/watch?v=YFlx550A0ng8), (Abb. 2b) Joaquim Alves Gaspar (CC BY-SA 3.0), 21 (Abb. 3a) Igor Mikhailov/Sputnik, (Abb. 3b) Andreykor (CC-BY-SA-3.0), 22 (Abb. 1) Joaquín Otero Úbeda, Museo de América, Madrid, (Abb. 2) links: UNESCO/A Lézine 1963, rechts: Carl Montgomery 2009 (CC BY-SA 3.0), 23 (Abb. 3) Fan Di'an (ed.), Smashed and Reassembled. Shijiazhuang 2016, p. 2, (Abb. 4) privat, (Abb. 5) privat, 25 privat, 27 (Abb. 2) Haguard Du Nord, Musée Carnavalet, gemeinfrei, (Abb. 3) Jean-Pierre Dalbéra (CC-BY-SA-2.0), 28 (Abb. 4a) Bundesarchiv, Bild 146-1971-099-63 (CC-BY-SA 3.0), (Abb. 4b) privat, 29 (Abb. 5a) Gyula Nagy (CC-BY-SA-3.0), (Abb. 5b) Ines Zgonc (CC BY 3.0), 30 (Abb. 6) privat, (Abb. 7) gemeinfrei, 31 (Abb. 1) privat, (Abb. 2) Jörg von Bruchhausen, Museum für Asiatische Kunst, Ostasien, 33 (Abb. 1) Brooklyn Museum (CC-BY-SA-3.0), (Abb. 2) privat, 34 privat, 35 (Abb. 1 und 2) privat, 36 (Abb. 3) C. Schulz (studio), gemeinfrei, (Abb. 4) Referat für Kommunikation / ZfP Südwürttemberg, 37 (Abb. 5) privat, (Abb. 6) LWL-Bau- und Liegenschaftsbetrieb, Münster, 38-40 privat, 41 (Abb. 11) LVR, (Abb. 12a und b) Zi, 43 Norman B. Leventhal Map Center Collection, gemeinfrei, 45 HAdW/Tobias Schwerdt, 47 l.: Karl Jaspers-Stiftung, r.: privat, 49 ARIADNEplus, 53 G. Pritschow und E. Jüngel privat, K. Holmes, Foto: MPI/Julia Kuhl, 54 B. Lotsch, privat, F. Steger, Uni Ulm, 55 J. Leonhard, Uni Freiburg, E. Grebel, Uni Heidelberg, B. Zimmermann, privat, A. Wienhard, HiTS, C. Wenzel, privat, 56 Universität von Concepción, 57 HAdW/Tobias Schwerdt, 58 Abb. 1-4, Akademienunion, 59 HAdW

Gestaltung und Druck:

Zentralbereich Neuenheimer Feld (ZNF), Abt. Print + Medien

Das Magazin „Athene“ erscheint zweimal im Jahr in gedruckter Auflage und als Online-Version auf www.hadw-bw.de.

Die nächste Ausgabe erscheint voraussichtlich im April 2022.

An- und Abmeldung:

Sie können das Magazin „Athene“ abonnieren und jederzeit wieder abbestellen unter: www.hadw-bw.de/abo



HEIDELBERGER AKADEMIE
DER WISSENSCHAFTEN

Akademie der Wissenschaften
des Landes Baden-Württemberg